

Programm

des

Kgl. Württemb. Gymnasiums

in

Ravensburg:

Schuljahr 1890—91.

Inhalt:

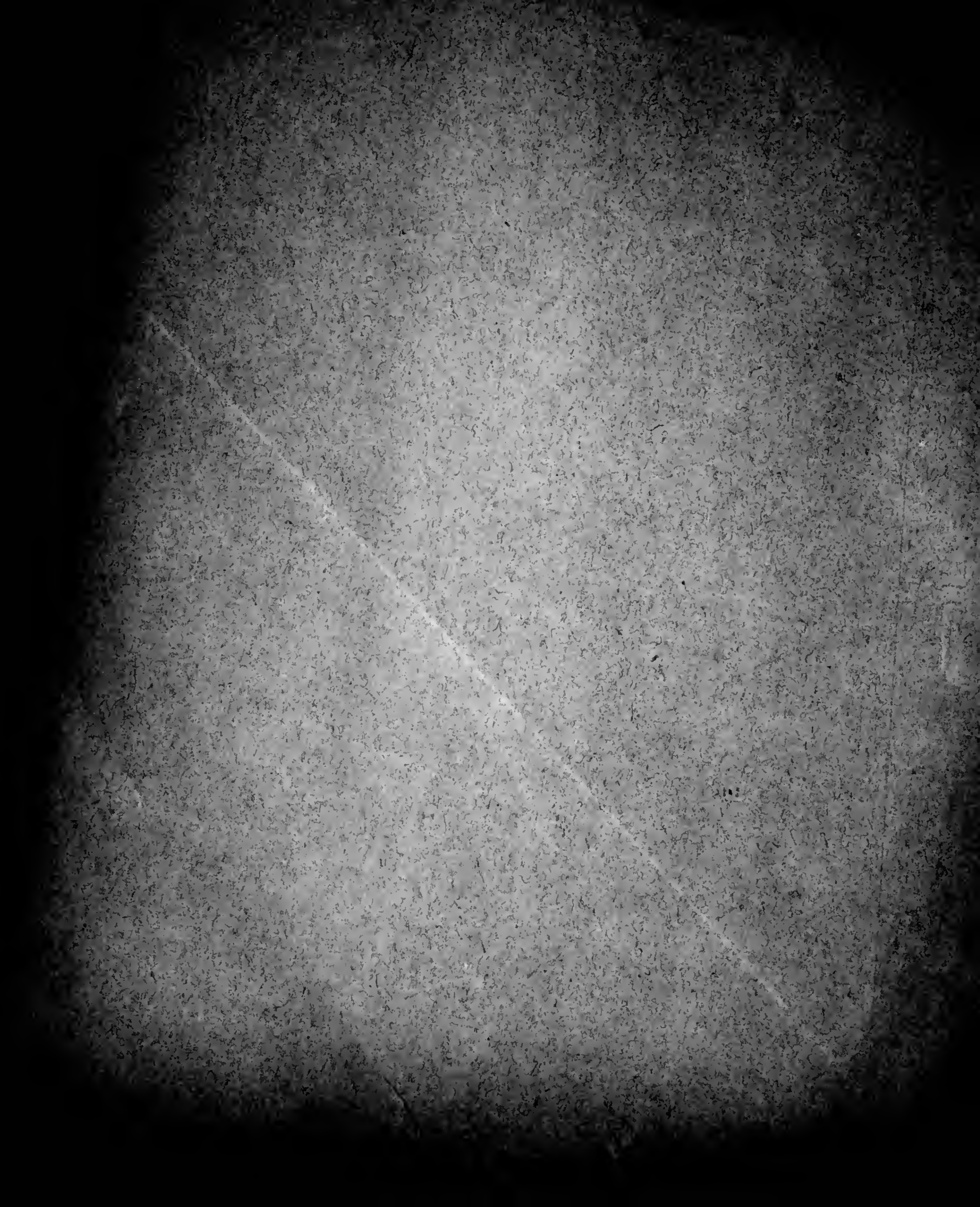
Über die homerische Kritik seit F. A. Wolf. I. Teil: Die Wolf-Lachmann'sche Richtung.
Von Prof. Dr. Ilg.



Ravensburg.

Buchdruckerei von Dr. Bernhard Kah.

1891. Progr. Nr. 582.



Über die homerische Kritik seit F. A. Wolf.

„Ich bin mehr als jemals von der Einheit und Unteilbarkeit des Gedichtes (der Ilias) überzeugt, und es lebt überhaupt kein Mensch mehr und wird nicht wieder geboren werden, der es zu beurteilen im stande wäre.“
Göthe (am 16. Mai 1798).

Die homerischen Gedichte, Ilias und Odyssee, tragen in der Gestalt, in welcher sie uns jetzt vorliegen, einerseits den Charakter einheitlicher Epopöen an sich, andererseits lassen sich in denselben verschiedene Unebenheiten und Widersprüche nicht verkennen. Es entsteht nun die Frage: Lassen sich die vorhandenen Inkongruenzen — ohne die Annahme einer erfolgten wesentlichen Änderung der ursprünglichen Dichtung — in einer Weise erklären, dass der Glaube an eine ursprünglich organische d. h. einheitlich gegliederte Komposition der Ilias und der Odyssee, sowie der Glaube an den Einen Homer als den Verfasser beider Epopöen (oder wenigstens einer der beiden) bestehen bleiben kann, oder aber sind diese Inkongruenzen Zeugnisse dafür, dass Ilias und Odyssee ursprünglich nicht in ihrer jetzigen Form aus dem Geiste Eines Dichters hervorgegangen sind, sei es nun, dass diese Dichterwerke aus ursprünglich für sich bestehenden Einzelliedern oder kleineren Liederkomplexen später zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet worden sind, sei es dass ihr ursprünglich einfacherer Plan und geringerer Umfang im Laufe der Zeit durch erhebliche Zusätze von anderer Hand eine wesentliche Erweiterung erfahren haben?

Während nun die homerische Kritik mehr als zwei Jahrtausende lang auf Grund der durch das ganze Altertum sich hinziehenden Tradition über die Entstehungsweise der Ilias und der Odyssee im allgemeinen deren ursprünglich einheitliche Anlage zur Voraussetzung nahm und von diesem Gesichtspunkte aus die vorhandenen Unebenheiten und Widersprüche zu erklären oder zu beseitigen suchte, ging die Kritik seit F. A. Wolf (Prolegomena ad Homerum, Halle 1795) zum teil von der Voraussetzung aus, dass es im homerischen Zeitalter umfangreichere poetische Organismen überhaupt noch nicht gegeben habe, dass also auch der in den homerischen Gedichten zu Tage tretende einheitliche Plan erst in späterer Zeit, durch nachträgliche Vereinigung ursprünglich selbständiger Lieder, geschaffen worden sei, und suchte sich nun in wirklichen oder vermeintlichen Unebenheiten der Gedichte Belege für die vorgefasste Meinung.

Hätten sich bei der kritischen Prüfung der Tradition hinsichtlich der Person des Homer, seines Zeitalters und Geburtsortes, sowie hinsichtlich der Entstehung und Verbreitung der homerischen Gedichte sichere Anhaltspunkte finden lassen, welche ein derartiges Abgehen

vom althergebrachten Standpunkt der homerischen Kritik zu rechtfertigen geeignet wären, so hätte die Sache nichts Bedenkliches. Allein solche Anhaltspunkte bieten sich keineswegs dar. Die wenigen diesbezüglichen Äusserungen von Schriftstellern der grauen Vorzeit, welche Wolf selbst (proleg. p. 138) als „tenues et obscuras per se reliquias" bezeichnet, lassen die verschiedensten Interpretationen zu und können, wie wir weiter unten sehen werden, nichts weniger als die Forderung begründen, von der uralten Tradition bezüglich der Entstehung der homerischen Gedichte abzugehen.

Wenn nun aber auf dem Wege der äussern Kritik nie eine entscheidende Antwort auf obige Fundamentalfragen zu erzielen ist, so bleibt nur der Weg der innern Kritik, die kritische Prüfung der homerischen Gesänge selbst, übrig, um durch sachliche und sprachliche Untersuchungen zu objektiven Resultaten zu gelangen. Resultate, welche auf diesem Wege gewonnen werden, — mögen sie auch der hergebrachten Ansicht über den Ursprung der homerischen Gedichte zuwider sein, — berechtigen dann allerdings zu einer Sprache, wie sie Karl Lachmann geführt in den bekannten Worten: „Wenn wir mit einem hoffentlich nachgerade feinerm kritischen Gefühl, als wir es dem pisistrateischen Zeitalter zutrauen, und aus Gründen, die offen dargelegt, jeder mit eigenem Sinne prüfen mag, die einzelnen Stücke wieder heraus erkennen und uns überzeugen, dass sie nicht alle von einem und demselben Dichter sein können, sollten wir da, aus blinder Ehrfurcht vor dem Altertum, unser Gefühl und unsere Gründe Lügen strafen und einer nur auf Alter, aber auf keinen Beweis gestützten Annahme zulieb eine erforschte und begründete Thatsache verwerfen?" (Betrachtungen über Homers Ilias, Berlin 1847, S. 33).

Aber wer sollte nicht von vorneherein fühlen, dass es auch auf dem Wege der innern Kritik ausserordentlich schwierig ist, objektive Resultate zu Tage zu fördern? In der That stehen wir nach einer mehr als acht Dezennien mit Aufwendung aller Gelehrsamkeit und allen Scharfsinns fortgeführten Prüfung der homerischen Gedichte der ebenso leidigen als unleugbaren Thatsache gegenüber, dass der Streit über die Hauptfragen, ob diese Gedichte ursprünglich das Werk eines nach einheitlichem Plane schaffenden Dichtergenius seien, oder ob sie aus einzelnen, ursprünglich für sich bestehenden Liedern oder Liedercyklen entstanden seien, ob sie im Laufe der Zeit eine wesentliche oder eine nur untergeordnete Umgestaltung erfahren haben, weniger als je entschieden ist. Ein Blick in die homerische Litteratur der neuesten Zeit bekundet nicht bloss das Fortbestehen der alten Gegensätze zwischen den Hauptrichtungen der homerischen Kritik, sondern auch eine immer wachsende Verschärfung derselben: während man im Lager der auflösenden Kritik im grossen und ganzen an der „Unfehlbarkeit der Lachmannschen Methode" unumwunden festhält und siegesfroh verkündet, die Einheitstheorie sei durch genaue Detailforschungen als „unmöglich dargethan" worden, glaubt man im Lager der Unitarier mit nicht weniger Zuversicht die Wolf-Lachmannsche Richtung für einen „überwundenen Standpunkt der Kritik" und „die gesamte Litteratur der Liedertheorie für wissenschaftlich widerlegt" erklären zu dürfen. Nehmen wir weiter in Anschlag, dass unter den Vertretern einer und derselben Richtung in Detailfragen die grösste Uneinigkeit und Zerfahrenheit herrscht, und dass insbesondere auch die Forscher, welche den unversöhnlichen Gegensatz zwischen den Liedertheoretikern und den strengen

Unitariern durch eine vermittelnde Stellungnahme zu überbrücken suchten, zu den schon vorhandenen Schwierigkeiten neue hinzufügten, indem sie bei Beantwortung der Fragen, welche Teile in der Ilias und Odyssee durch einen ursprünglichen Zusammenhang mit einander verbunden und demselben Dichter zuzuschreiben seien, und in welcher Weise die allmähliche Erweiterung dieses ursprünglichen Kerns erfolgt sei, mit vielfach von einander abweichenden, zum teil direkt sich widersprechenden Ansichten hervorgetreten sind, dann sehen wir die Hoffnung auf einen befriedigenden Abschluss der homerischen Frage in unabsehbare Ferne hinausgerückt. Noch im Jahre 1863 glaubte J. La Roche schreiben zu dürfen: „Wenn je die Deutschen einmal einig werden, so werden sie es in der homerischen Frage“. Gott Lob, die Hoffnung auf eine nationale Einigung der Deutschen hat sich inzwischen realisiert: auf eine Einigung der Gelehrten in der homerischen Frage möchte ich nimmer rechnen. Wer dem Getriebe der Geister auf diesem Gebiete nachspürt, der kann sich der Überzeugung nicht verschliessen, dass auf dem Felde der homerischen Kritik die subjektive Auffassung eine ungemein grosse Rolle spielt, und unwillkürlich erinnert man sich an die Empfindung, welcher sich schon Göthe nicht erwehren konnte, wenn er an Schiller schrieb: „Am Ende ist mehr Subjektives, als man denkt, in diesem ganzen Krame.“ Kein Wunder, dass es in unserer Zeit namhafte und auch auf dem Gebiet der homerischen Studien bewanderte Philologen geben soll, welche der homerischen Frage grundsätzlich den Rücken kehren (cf. Kiene, die Komposition der Ilias des Homer, S. 4), und dass sich — namentlich unter den französischen Philologen — gewichtige Stimmen vernehmen lassen, welche der homerischen Kritik die Rückkehr auf den konservativen Standpunkt eines Aristarch empfehlen und vor Untersuchungen warnen, von denen eine endgültige Lösung der homerischen Frage sich nimmermehr erwarten lässt, und denen im besten Falle doch nur die Bedeutung von geistreichen Hypothesen zukommen kann.*)

Nach Vorausschickung dieser allgemeinen Betrachtungen wollen wir nun die Hauptphasen der geschichtlichen Entwicklung der homerischen Kritik seit F. A. Wolf im einzelnen ins Auge fassen und zwar zunächst die Wolf—Lachmannsche Richtung.

---

*) Die homerische Frage hat in neuerer Zeit auch in das Gebiet der Schulpraxis übergegriffen. Um den Schülern „das Edelste in geschlossener Form“ zu bieten, hat man zu bestimmen versucht, welche Abschnitte aus Homer in der Schule gelesen und welche — als nicht homerisch — übergangen werden sollen. Dabei stossen wir auf Vorschläge, welche einander diametral entgegenstehen: derselbe Abschnitt, welcher von der einen Seite als „Muster der ursprünglichen Dichtung“ empfohlen wird, wird von einer andern Seite als „schlechte Eindichtung“ aus der Schule verbannt. Ich halte eine derartige Sichtung und Umgrenzung des Lesestoffes nicht für angezeigt. Lässt man den aus dem Spiel subjektiver Auffassung hervorgewachsenen Wirrwarr von Ergebnissen der homerischen Kritik einen bestimmenden Einfluss auf die Auswahl der Schullektüre ausüben, dann dürften sich an unsern Gymnasien bald ebenso viele Homere herausbilden, als es Lehrer giebt, welche für die homerische Frage sich interessieren und zu „geistreichen Bauten auf schwankendem Boden“ Neigung haben.

I. Teil: Die Wolf-Lachmann'sche Richtung.

Was F. A. Wolf selbst betrifft, so dürfte es nicht ohne Bedeutung sein, zum voraus darauf hinzuweisen, dass gerade ihn, den Urheber der „homerischen Frage“ und den Tonangeber der sog. atomistischen Kritik, nicht eine eingehende kritische Prüfung der homerischen Gedichte veranlasst hat, der „firmata opinio paene omnis antiquitatis“ entgegen zu treten; im Gegenteil. Eben der Hinblick auf die Gedichte selbst liess ihn die Aufstellung seiner neuen Hypothese als ein grosses Wagnis erkennen: er zürnte, wie er in der seiner Iliasausgabe vorangeschickten Praefatio ad Homerum (S. 21) offen eingesteht, ob dieses Wagnisses oftmals sich selbst; denn die Lektüre der homerischen Gesänge flösste ihm immer wieder Zweifel an der Richtigkeit dessen ein, was er durch historische Argumente gefunden zu haben glaubte, und in prophetischem Geiste verkündigte er, dass das Lesen der Gedichte auch auf andere dieselbe Wirkung äussern werde. Die betreffenden Worte Wolfs dürfen wohl hier eine Stelle finden, sie lauten: „Nunc quoque usu evenit mihi nonnunquam (quod non dubito eventurum item multis esse), ut quoties abducto ab historicis argumentis animo redeo ad continentem Homeri lectionem et interpretationem, ... quoties animadverto ac reputo mecum, quam in universum aestimanti unus his carminibus insit color, aut certe quam egregie carmini utrique suus color constet, quam apte ubique tempora rebus, res temporibus, aliquot loci adeo sibi alludentes congruant et constent, quam denique aequabiliter in primariis personis eadem lineamenta serventur et ingeniorum et animorum: vix mihi quisquam irasci et succensere gravius poterit, quam ipse facio mihi.“ Aber was war es denn, das Wolf zur Aufsuchung jener historischen Gründe führte, welche ihm die Aufstellung einer neuen Ansicht hinsichtlich der Entstehung der homerischen Gedichte ermöglichten? Wolf war ein Kind seiner Zeit: die Fackel der Aufklärung war angezündet, und wie auf dem Gebiete anderer Wissenschaften auch die beglaubigtsten und heiligsten Traditionen vor einer alles zersetzenden Kritik nicht mehr sicher waren, so brach sich nun auch auf dem Gebiete der Philologie die Geistesrichtung der Zeit Bahn. Dazu war Wolf, welcher mit einer ausserordentlichen Gelehrsamkeit und einem ungewöhnlichen Scharfsinn eine angeborene Neigung zum Negieren*) verband, eben der rechte Mann. Er wusste, dass schon das gelehrte Altertum, die Alexandriner, an den homerischen Gedichten eine scharfe Kritik geübt und erhebliche Zweifel geltend gemacht hatte, und es war ihm dieses durch die zu

---

*) Über Wolfs Hang zum Opponieren und Negieren schreibt Göthe: „Dieser Freund ist oft der unleidlichste aller Sterblichen durch sein ewiges Negieren. Oft hatte ich etwas von ihm gelernt; wenn ich es nach zwei Tagen wieder vorbrachte, behandelte er es wie die grösste Absurdität. Einst war ich mit ihm im Bade zu Tennstadt, als mein Geburtstag herannahte; da betrog ich ihn um einen ganzen Tag im Kalender und machte, dass er am 27. August abreiste; denn mir war Angst, er würde mir an meinem Geburtstage ableugnen, dass ich geboren sei.“

seiner Zeit (1788) von Villoison*) neu edierten Scholien zur Ilias noch klarer, als bisher, vor Augen gestellt worden. Dieser Umstand erhöhte seine Skepsis und veranlasste ihn, sowohl die äussere Geschichte der homerischen Gedichte zu durchforschen, als auch die Kulturverhältnisse des homerischen Zeitalters sich zurechtzulegen. Die Frucht dieser Studien schien ihm die längst gehegten Bedenken zu rechtfertigen. „Jacta est alea“, rief er endlich aus: die perpetua series carminum, tum praeconiis multorum scriptorum tum sua specie fallens (proleg. p. 130) sollte nicht auch ihn, wie so viele gelehrte Kritiker seit Jahrhunderten, verleiten, seine Bedenken hinsichtlich der homerischen Gesänge vor der Öffentlichkeit zurückzuhalten.

Diese Bedenken Wolfs gründeten sich zunächst auf seine Vermutung, dass zur Zeit der Entstehung der homerischen Gedichte die Schreibekunst in Griechenland noch nicht bekannt oder wenigstens zu litterarischen Zwecken noch nicht üblich gewesen sei: als „probabilis nonnullorum suspicio“ führt er (proleg. p. 39) an, „haec et reliqua carmina illorum temporum nullis litterarum mandata notis, sed primum a poëtis memoriter facta et cantu edita, tum per rhapsodos, in iis ediscendis propria arte occupatos, canendo divulgata esse.“ Dem gemäss behandelt Wolf die Frage betreffs der Schreibekunst, als den Ausgangspunkt seiner ganzen Argumentation, in seinen Proleg. zuerst (p. 44—108). Sodann wendet er sich (proleg. p. 109) der „altior quaestio“ zu, bei welcher die „vestigia historica evanescunt, et in locum eorum trepide succedit conjectura et ratiocinatio, quaerens, quid ex principiis bene provisis cogatur et efficiatur“, und hieraus, sagt er, folge mit Notwendigkeit, dass einem Homer, mochte er auch alle dichterischen Vorzüge im höchsten Grade in sich vereinigen (sit ille nobis sine exemplo maximus et sine aemulo), die Abfassung so umfassender einheitlicher Werke ohne Anwendung der Schreibekunst nicht möglich gewesen sei (hic ipsi graphium opus erat et tabulae, proleg. p. 112), wie auch die Rhapsoden derartige Dichterwerke nicht im Gedächtnis hätten behalten können. Da sodann Wolf von der Annahme ausging, die sozialen Verhältnisse des homerischen Zeitalters hätten gar keine Gelegenheit zum Vortrage umfangreicher Gedichte geboten (cf. proleg. p. 110), so konnte er auch nicht begreifen, wie Homer hätte auf den Gedanken kommen können, Gedichte zu verfassen, welche den Zuhörern nie als Ganzes hätten beigebracht werden können. Diesen Punkt hebt er mit grossem Nachdruck hervor in den Worten: „Si Homero lectores deerant, plane non assequor, quid tandem eum impellere potuisset in consilium et cogitationem tam longorum et continuo partium nexu consertorum carminum. Saepius eadem repeto: sed itentidem repetendum est illud „posse“, cujus ex ipsa humana natura vis tanta est et firmamentum causae nostrae, ut, nisi illud tollatur, nemo aliis difficultatibus, quibus ea fortasse laborat plurimis, angi et sollicitari debeat“ (proleg. p. 112).

Somit musste sich Wolf die homerischen Gesänge ursprünglich in einer andern Gestalt denken, und zwar musste er zunächst darauf kommen, dass er sich dieselben dem Umfang nach kleiner vorstellte; denn nur Gedichte von geringerem Umfang konnte er sich von seiten eines nichtschreibenden Autors als möglich und mit Bezug auf ein nichtlesendes Publikum

*) Villoison selbst nannte Wolfs Unternehmen einen litterarischen Frevel.

als praktisch verwendbar denken. Nun hätte er sich den ursprünglich kleinern Umfang der homerischen Gesänge auch in der Weise vorstellen können, dass er angenommen hätte, diese Gesänge wären — unter Wahrung ihrer einheitlichen Konzeption — im Laufe der Zeit durch verschiedene fremde Zusätze erweitert worden. In Wirklichkeit neigte auch Wolf zu dieser Annahme hin. Allein er liess sich hievon wieder abbringen durch den Glauben, im homerischen Zeitalter sei nur an einfache Naturpoesie, an volkstümliche Liederdichtung zu denken, nicht aber an planmässig angelegte Epopöen (haec carmina ostendunt admirandam vim naturae atque ingenii, minorem artis, nullam reconditae doctrinae et exquisitae, proleg. p. 42), welch letztere er sich nur als das Werk bewusster Reflexion denken konnte.

So liess denn Wolf, um, wie es scheint, auch der seitherigen Tradition bezüglich des Homer und seiner Gedichte einige Rechnung zu tragen, den Homer nur als den Verfasser einzelner Rhapsodien gelten (z. B. der Reise des Telemach zu Nestor und Menelaus, des Aufenthaltes des Odysseus auf der Insel Ogygia, der Schilderung der Irrfahrten bei den Phäaken), wobei er ihm als dem „vates, qui primus ad canendum accesserat“, das Verdienst beilegte, den spätern Dichtern (Homeriden) die „lineamenta carminum“ vorgezeichnet zu haben (cf. Praef. ad. Hom. p. 26). Derartige „carmina, seorsum et nulla spectatione universae formae ab Homero composita“, sagt Wolf (proleg. p. 121), seien längst vorhanden gewesen, „priusquam aliquis politiore et abundantiore artibus aevo animadverteret, ea paucis recidendis, addendis, mutandis ad perpetuitatem unius magni corporis redacta, novam quasi et perfectius splendidiusque monumentum fore“; ähnlich kündigt er schon proleg. p. 39 an, er werde den Beweis dafür antreten, „totum hunc contextum ac seriem duorum perpetuorum carminum non tam ejus, cui eam tribuere consuevimus, ingenio, quam solertiae politioris aevi et multorum conjunctis studiis deberi.“

Sonach sah Wolf in der Ilias und Odyssee, sofern man sie als planmässig angelegte Ganze fasst, nicht das Werk des Einen Homer, überhaupt nicht das Produkt Eines Dichters aus dem homerischen Zeitalter, sondern das gemeinsame Kunstprodukt mehrerer, einem „aevum politius“ angehöriger Verfasser. Dieses „aevum politius“ glaubte er bis in die nachsolonische Zeit hinausschieben zu müssen, und so erkannte er in Pisistratus den Mann, welcher die bis dahin nur durch mündliche Tradition fortgepflanzten Einzelgesänge niederschreiben und zugleich zu zwei grossen Epopöen verarbeiten liess, bis sie schliesslich durch die alexandrinischen Grammatiker, hauptsächlich durch Aristarch, ihre jetzige Gestalt erhalten haben sollen. Die Berechtigung zu dieser Annahme glaubte Wolf aus verschiedenen geschichtlichen Zeugnissen herleiten zu dürfen, vor allem aus dem bekannten Bericht des Cicero (de or. III, 34) und dem des Pausanias (VII, 26), in welchen von zerstreuten Gesängen des Homer die Rede ist, welche Pisistratus gesammelt und geordnet haben soll. „Historia loquitur. Nam vox totius antiquitatis et, si summam spectes, consentiens fama testatur, Pisistratum carmina Homeri primum consignasse litteris, et in eum ordinem redegisse, quo nunc leguntur. Hoc posterius Cicero, Pausanias et reliqui omnes, qui mentionem rei faciunt, iisdem prope verbis et ut vulgo notissimum perhibent“ (proleg p. 142).

Auf die homerischen Gedichte selbst ging Wolf bei seiner Argumentation nicht näher ein. Er behielt sich das für eine spätere Zeit vor (cf. proleg p. 138), kam aber in Wirk-

lichkeit nie dazu, obwohl er nach Herausgabe der Prolegomena noch 29 Jahre lang lebte. Man hat diese Unterlassung so deuten wollen, als hätte sich ihm später die Überzeugung aufgedrängt, dass eine Untersuchung der Gedichte selbst niemals das Resultat ergeben würde, welches er für das allein richtige hielt, (cf. Friedländer, die homer. Kritik, S. 17). Mag dem sein, wie ihm wolle: in den Prolegomena begnügte sich Wolf mit einer allgemeinen Hinweisung auf eine in den homerischen Gedichten manchmal sich kundgebende lückenhafte Darstellung (eminentes aliquot et hiantes commissurae, proleg. p. 130); bisweilen nimmt er auch Anstoss an dem Inhalt der Gedichte, so besonders in den sechs letzten Büchern der Ilias (cf. proleg. p. 137), wo ihm die vielen Göttererscheinungen mit den übrigen Büchern nicht recht zu harmonieren scheinen, und worin (Il. 21, 273 ff.) er auch eine Charakterschilderung des Achilles finden will, welche mit der früheren nicht übereinstimme. Im übrigen aber anerkennt er, wie schon oben angedeutet, dass Ton und Geist der Dichtung, desgleichen Sprache und Versmass im allgemeinen sich gleich bleibt (in universum idem sonus est omnibus libris, idem habitus sententiarum, orationis, numerorum, proleg p. 138; congruunt in iis (carminibus) omnia ferme in idem ingenium, in eosdem mores, in eandem formulam sentiendi et loquendi, proleg. p. 265). Auch der einheitlichen Anlage beider Gedichte spendet Wolf, wenn er dieselbe auch nicht Einem Dichter zuschreibt, grosses Lob: nicht nur die Odyssee, „cujus admirabilis summa et compages pro praeclarissimo monumento Graeci ingenii habenda est" (proleg. p. 118*), sondern auch die Ilias trägt den Charakter eines dichterischen Organismus an sich und verrät einen „mirificum concentum" (proleg. p. 265); durch beide Gedichte zieht sich das Gewebe eines kunstvollen Planes hindurch (cf. Praef. ad Hom. p. 26).

Wolfs Gegner fassten seine Argumentation richtig auf, wenn sie zunächst gegen seine Fundamentalhypothese opponierten und die Frage über das Alter der Schreibekunst näher erörterten. Schon durch die Untersuchungen von Hug, Kreuser, Ste Croix, L. Ross u. a. war soviel erreicht, dass das Fundament der Wolf'schen Deduktion wenigstens als erschüttert erschien. Inzwischen haben die Forschungen der neueren Zeit dazu geführt, die Schreibekunst überhaupt in eine viel frühere Zeit zurückzuversetzen, als dieses bisher geschehen ist. Dem entsprechend ist auch für den Gebrauch der Schrift bei den Griechen eine erheblich frühere Zeit anzunehmen, als es Wolf glaubte thun zu sollen. Wolf war darin im Unrecht, sagt auch Bonitz (Über den Ursprung der hom. Gedichte 1881, S. 62) und schoss über das Ziel hinaus, dass er die ursprüngliche Aufzeichnung der homerischen Gedichte für a priori unmöglich erweisen wollte, und auch seine Annahme, Pisistratus habe dieselben erstmals schriftlich fixiert und in ihrer gegenwärtigen Disposition hergestellt, ist durchaus irrig. Dass die Ilias im achten Jahrhundert als abgeschlossen vorhanden war, lässt sich mit ausreichender Sicherheit daraus erschliessen, dass andere in dieser Zeit verfasste epische Gedichte in ihrer Umgrenzung des Sagenstoffes an die Ilias als ein in bestimmter Umgrenzung bereits vorhandenes Gedicht sich anlehnen; und ebenso geht aus andern Kom-

*) Diesem Ausspruch Wolfs tritt Bekker am Schluss seiner Bemerkungen über den Anfang der Odyssee (cf. Hom. Blätter S. 107) mit den Worten entgegen; „Es stünde schlecht um griechischen Geist und Ruhm, wenn wahr wäre, was noch die Prolegomena predigen"

binationen hervor, dass in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts die Ilias und die Odyssee aller Wahrscheinlichkeit nach auch im einzelnen die uns jetzt vorliegende Gestalt und Verbindung hatten (Bonitz, a. O. S. 14). Daraus lässt sich entnehmen, dass beide Gedichte in der genannten Zeit bereits auch schriftlich aufgezeichnet waren. Wenn also Plutarch berichtet, dass es zur Zeit des Lykurg in Kleinasien Abschriften der homerischen Gedichte gegeben habe, so braucht das nicht mehr in Zweifel gezogen zu werden. Ja, auch vor der Annahme einer ursprünglich schriftlichen Abfassung der homerischen Gedichte braucht man nicht mehr zurückzuschrecken, wie denn auch diese Ansicht heutzutage manche gewichtige Vertreter hat. Bergk z. B., welcher behauptet, die Schreibekunst sei in Griechenland schon vor dem trojanischen Krieg im Gebrauch gewesen (Griech. Lit. I, 198), sagt: Die epischen Gedichte waren für mündlichen Vortrag bestimmt, aber es ist ein Fehlschluss, wenn man, darauf sich berufend, die schriftliche Abfassung und Aufzeichnung für unzulässig erklärt. Mit demselben Rechte könnte man auch bei den Gedichten der Lyriker, sowie den Dramen des Äschylus und seiner Nachfolger, welche die gleiche Bestimmung hatten, die ursprüngliche Fixierung durch die Schrift anzweifeln. Das Volk vernahm zunächst jede poetische Schöpfung aus dem Munde des Dichters, aber lange bevor es ein lesendes Publikum gab, haben die Dichter sich der Schrift bedient; sie waren die ersten, welche von der Schreibekunst ausgedehnten Gebrauch machten. Es scheint angemessen, dass wie mit Homer die selbständige und höhere Entwicklung der Litteratur beginnt, so auch damals sofort von der Schrift im grossen Anwendung gemacht wurde (a. O. S. 526). Im gleichen Sinne spricht sich auch Volkmann (Gesch. u. Krit. der Wolfschen Proleg., S. 357) aus: Der Gebrauch der Schreibkunst in Griechenland für litterarische Zwecke um die Zeit der beginnenden Olympiadenrechnung muss als unwiderlegliche Thatsache zugegeben werden. Es ist aber kein einziger triftiger Grund vorhanden, der uns abhalten könnte, diesen Gebrauch in die homerische Zeit hinaufzurücken und dem Homer selbst zuzuschreiben. Auch C. Rothe tritt in seinem Jahresbericht über Homer (Zeitschr. für das Gymnasialwesen 1887, S. 262) — trotz der kecken Behauptung von Buchholz „de Homero stilo armato nemo cogitabit, nisi insanit“ — der Ansicht bei, dass nach den neuesten Untersuchungen die Kenntnis der Schrift in der Zeit, in welcher die homerischen Gedichte verfasst worden sind, nicht geleugnet werden kann, und fügt bei, Wolfs Bedenken, Gedichte von solchem Umfang hätten ohne die Schreibekunst nicht zu stande kommen können, habe jetzt keinen Wert mehr für die Entscheidung der homerischen Frage, insofern dieses Bedenken auf falschen Voraussetzungen beruhe.

Ein weiterer Angriff auf Wolf richtete sich gegen die nächste Folgerung, welche derselbe aus seinem Fundamentalsatz in Betreff der Schreibekunst gezogen hatte, nämlich gegen seine Behauptung, ohne Schrift sei die Abfassung zweier so umfassender und zusammenhängender Gedichte nicht möglich gewesen. An diesem Angriffe beteiligten sich auch solche Gegner, welche im wesentlichen Wolfs Ansicht über den Gebrauch der Schreibekunst teilten und dieselbe weiter zu begründen suchten (cf. K. O. Müller, Lit. Gesch. S. 48 ff; Grote, Gesch. Griechenlands, übers. v. Meissner, I, S. 502 ff.). Auch durch die diesbezüglichen Untersuchungen wurde das Gewicht der in Rede stehenden Folgerung Wolfs abgeschwächt und

gezeigt, dass sich unüberwindbare Schwierigkeiten weder auf seiten des dichtenden Subjektes, noch auf seiten des zu behandelnden Stoffes behaupten lassen (cf. Friedländer, die hom. Kritik v. Wolf bis Grote, S. 8; Mitford, Gesch. Griechenlands, I, 135 ff.).

Was sodann Wolfs Einwand betrifft, die homerischen Gedichte seien zum Anhören, nicht zum Lesen bestimmt gewesen, und deshalb können sie ursprünglich nicht in so grossem Umfang, wie er uns in der Ilias und Odyssee entgegentritt, abgefasst worden sein, ein Einwand, auf welchen, wie wir oben gezeigt haben, Wolf das grösste Gewicht gelegt hat, so ist auch die Stichhaltigkeit dieses Einwandes mit Recht bestritten worden.

Gewiss war es eine wohlbegründete Forderung Wolfs, wenn er in den Proleg. p. 43 verlangte, wie andere Dichter, so auch den Homer vom Standpunkte seines Zeitalters aus zu beurteilen (quid uniuscujusque aetas ferat, expendere legendo et comptuare), auch ist es ein unleugbares Verdienst von seiner Seite, darauf hingewiesen zu haben, dass die homerischen Gedichte als das Erzeugnis einer nicht reflektierten Zeit zu betrachten seien. Allein daraus folgt noch keineswegs, dass es in der homerischen Zeit nur kleinere Einzelgesänge gegeben hat, dass grössere poetische Organismen ausgeschlossen sind. Zugegeben, dass bei den Griechen der Blütezeit der Epopöe ein Zeitalter der Einzellieder vorangegangen sei, so lässt sich doch durch nichts beweisen, dass der Fortschritt der Dichtung von der Form einfacher, nur ein einzelnes Abenteuer behandelnder Lieder oder Rhapsodien zur Komposition grösserer, organisch gegliederter Epopöen erst in so späte Zeit, wie Wolf es will, zu versetzen sei. Dieser Fortschritt ist vielmehr, wie Welcker (der ep. Cyklus I, S. 121 ff.) sagt, in der Natur des Epos begründet. Die Umwandlung des Epos vom einfachen epischen Liede zum zusammengesetzten grössern Ganzen findet der eben genannte Gelehrte vergleichbar mit der in der menschlichen Gesellschaft sich vollziehenden Umwandlung, wenn aus Höfen und Flecken Städte, aus Städten landschaftliche Staaten, aus vielen Landschaften Reiche hervorgehen, und macht es Wolf zum Vorwurf, dieses Naturgesetz des Epos verkannt zu haben. Schon in der Odyssee finden sich nach Welcker Spuren der Komposition umfassenderer Gedichte, welche auch mit der bloss mündlichen Mitteilung ganz verträglich waren, (man vgl. Bäumleins Erklärung von Od. 8, 73 ff. in den N. Jahrb. für Phil. 1860, S. 540 ff., sowie Nutzhorn, Entstehungsweise der hom. Gedichte, S. 259). Wenn also Wolf das Vorhandensein von Lesern im homerischen Zeitalter in Abrede stellt, so wird er mit dieser Behauptung Recht behalten; wenn er aber unter Hinweisung auf die bloss mündliche Mitteilung der Gedichte die Möglichkeit der Abfassung grösserer, einheitlich koncipierter Dichtungen leugnet, so verlässt er damit den Standpunkt, den er selbst für die Beurteilung des Homer gefordert hat. Der Begriff „homerisches Zeitalter“ ist schon an sich schwankend; sobald man aber von den homerischen Gedichten selbst absieht, dann ist auch die Definition über das Wesen des homerischen Epos dem subjektiven Ermessen anheimgestellt.

Warum soll man sich denn unter der Voraussetzung bloss mündlicher Mitteilung die Abfassung grösserer Epopöen nicht denken können? Freilich mag eine solche Dichtung befremdend erscheinen, wenn man sich vorstellt, Gedichte, wie die Ilias und Odyssee, seien in der Zeit vor Solon niemals als Ganze zum Vortrag gekommen, sondern nur in einzelnen Teilen und zwar ohne bestimmte Ordnung, wenn man annimmt, ihre ursprüngliche Einheit

habe sich nur als eine Art von traditionellem Glauben erhalten und sei erst durch Pisistratus realisiert worden (cf. Grote, a. O. S. 512). Allein es ist gar nicht nötig, im homerischen Zeitalter ein „stückweises“ Recitieren der Ilias und Odyssee sich in der Weise zu denken, dass die Zuhörer diese Gedichte nie in ihrer Totalität zu hören bekommen hätten. Was hindert denn anzunehmen, der gottbegeisterte Sänger Homer habe vor einem und demselben Zuhörerkreis, etwa in einer und derselben fürstlichen Familie, an verschiedenen Tagen nach einander seine Gedichte in ihrem Zusammenhang vorgetragen, ähnlich wie man heutzutage mehrbändige Romane in den Familien innerhalb einer Reihe von Abenden durch Vorlesen bewältigt? Der homerischen Zeit war es ja eigen, in der Familie, besonders bei Gastmählern, dem Sänger zu lauschen, und wenn nun dieser Liebling der Götter herrliche Gesänge, denen ein einheitlicher Plan zu Grunde lag, vorzutragen wusste, sollte er dadurch die Zuhörer nicht noch mehr gefesselt haben, als durch einzelne, selbständige Lieder (cf. Nutzhorn, a. O. S. 95)? Sollte nicht Homer gerade dadurch sich von seinen Vorgängern unterschieden und sie alle an Ruhm überstrahlt haben? Und wenn bei einem grösseren epischen Gesang eine Teilung in einzelne Abschnitte vom Dichter gefordert erscheint durch die Rücksicht auf die Art und Weise, wie das ganze Gedicht den Zuhörern mitgeteilt werden soll, dann haben wir die Kunst des Homer auch noch darin zu bewundern, dass er die Zuhörer durch die relative Selbständigkeit der einzelnen Abschnitte jeweilig zu befriedigen und dabei doch in ihnen die Sehnsucht, das Ganze zu hören, wach zu erhalten versteht. In diesem Sinne gelten dann von Homer die Worte der Odyssee (17, 520):

τοῦ δ'ἄμοτον μεμάασιν ἀκουέμεν, ὁππότ' ἀείδῃ.

Es lässt sich also sehr wohl denken, dass auch bei bloss mündlicher Mitteilung den Zuhörern grössere zusammenhängende Gedichte in ihrer Totalität beigebracht werden konnten. Mit Recht hat schon H. Ulrici (in seiner Geschichte der hell. Dichtkunst) darauf hingewiesen, dass nichts hindere anzunehmen, Homer habe selbst schon in praktischer Besonnenheit auf den Vortrag seiner Epen Rücksicht genommen (cf. A. Jacob, Entstehung der Ilias und Odyssee, S. 129 ff). Letztern Gedanken hebt auch Bergk (a. O. S. 495) hervor, indem er sagt: „Gedichte von so bedeutender Ausdehnung zerfallen ihrer Natur nach in grössere und kleinere Abschnitte, so dass ganz von selbst Pausen eintreten, wo der Sänger frische Kraft sammeln und den Vortrag schicklich abbrechen konnte, um ihn am nächsten Tage wieder aufzunehmen.“ „Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dass der Dichter selbst bei dieser Gliederung des Stoffes auch auf das Bedürfnis des Vortrags Rücksicht genommen habe.“

Wolf hat auf einzelne für sich bestehende Partien hingewiesen, um glaubhaft zu machen, dass Ilias und Odyssee überhaupt nur aus verschiedenen Einzelgesängen entstanden sei. Wenn wir nun aber gesehen haben, dass eine gewisse Selbständigkeit der einzelnen Teile durch die Rücksicht hervorgerufen wurde, welche der Dichter auf den Vortrag genommen, so ist die Kritik nicht berechtigt, einzelne als selbständige Rhapsodien erscheinende Abschnitte in den homerischen Gedichten als Spuren einer Entstehung aus ursprünglich nicht zusammenhängenden Elementen anzusehen. Eine solche Berechtigung ist um so entschiedener zu bestreiten, wenn es eine Eigentümlichkeit des Epos ist, dass die Kraft des epischen Künstlers recht

vollständig nur in der Ökonomie des Besondern (in Episoden) wirkt (cf. Bernhardy, Griech. Lit., II, a, S. 27). Dieser Ansicht waren auch Göthe und Schiller, und Letzterer sagt geradezu, „dass die Selbständigkeit seiner Teile einen Hauptcharakter des epischen Gedichtes ausmacht“ (cf. Bernhardy, a. O. S. 40). Aus dieser Eigentümlichkeit des Epos erklärt sich dann auch, wie der ursprünglich einheitliche Organismus der homerischen Gedichte infolge mündlichen Vortrags und mündlicher Fortpflanzung allmählich in den Zustand der Unordnung und Zersplitterung kommen konnte, in welchem er sich zur Zeit des Solon und Pisistratus befunden haben soll. Eben deshalb ist aber auch eine bis auf Pisistratus vorhandene Zerstücklung der Ilias und der Odyssee an sich noch kein Beweis dafür, dass dieses auch die ursprüngliche Form dieser Gedichte war. Andererseits machte es die fragliche Eigentümlichkeit des Epos möglich, dass im Laufe der Zeit manche Erzählung oder Episode von fremder Hand in die homerischen Gedichte eingeschaltet werden konnte (cf. Nitzsch, Sagenpoesie der Griechen, S. 129 ff.), und man braucht sich also nicht anerkannten Resultaten der homerischen Kritik zu verschliessen und zu behaupten, dass sich in der ganzen Ilias und Odyssee nicht Eine Erzählung, nicht Eine Episode finde, welche als überflüssig oder zusammenhangslos erscheine.

Wir sehen, dass die Resultate, welche Wolf auf dem Wege der „conjectura et ratiocinatio“ gefunden hat, gerechte Bedenken erregen. Auch seine Berufung auf geschichtliche Zeugnisse (nunc vero nihil opus est conjecturas capere; historia loquitur, proleg. p. 142) ist nicht im stande, diese Bedenken zu verscheuchen. Es würde zu weit führen, wollte ich auf diesen Punkt näher eingehen. Wer sich für eine Bekämpfung Wolfs in dieser Beziehung interessiert, mag etwa bei Nutzhorn (a. O. S. 6—99) oder bei Volkmann (Gesch. u. Krit. der Wolfschen Proleg S. 316—357) nachsehen. Hier nur ein paar Worte. Unter Hinweisung namentlich auf die oben citierten Stellen aus Cicero und Pausanias glaubte Wolf behaupten zu dürfen, die Ilias und die Odyssee seien erst durch die pisistrateische Redaktion aus ursprünglich selbständigen Rhapsodien zu zwei susammenhängenden einheitlichen Epopöen verarbeitet worden; er vindicierte dem Pisistratus nicht etwa das Verdienst, pristinum et genuinum ordinem restituisse, sondern vielmehr das, novum ordinem designasse (proleg. p. 145). Dass eine derartige Thätigkeit des Pisistratus aus den Worten des Cicero „libros antea confusos primus disposuit“, oder aus denen des Pausanias „ἔπη διεσπασμένα ἠθροίζετο“ entnommen werden muss, hat man mit gutem Recht bestritten. Weit ungesuchter, dem Wortlaut der Stellen angemessener und zugleich der Anschauung des Altertums entsprechender ist doch wohl die Auslegung, wonach Pisistratus der erste war, der in Athen offiziell dafür Sorge trug, dass die einzelnen Teile der homerischen Gedichte, welche durch einen bruchstückweisen Vortrag der Rhapsoden aus ihrem organischen Zusammenhang gerissen (διεσπασμένα) und in eine gewisse Unordnung geraten waren (confusi), gesammelt und wieder an die richtige Stelle innerhalb ihres ursprünglichen Organismus gesetzt wurden.

Jene Äusserungen alter Schriftsteller, — sagt Friedländer (die hom. Krit., S. 12 f.), — auf welche Wolf sich berief, haben nicht den Sinn, dass Pisistratus in die homerischen Gedichte einen Zusammenhang gebracht hat, den sie vorher nicht hatten, sondern dass er einen verloren gegangenen oder verdunkelten Zusammenhang hergestellt hat. Letztere Thätig-

keit des Pisistratus erscheint als zweckmässig, während erstere schon an sich höchst unwahrscheinlich ist und sich auch mit den sonstigen Zeugnissen des Altertums, welche in der Ilias und Odyssee Homers eigene Poesie in der Form von zwei grossen organischen Ganzen erblicken, nicht in Einklang bringen lässt. Wenn also J. La Roche (Zeitschr. für die österr. Gymn. 1863, S. 178) den Vertretern der Einheit entgegen hält, „sie geraten mit ihrer Annahme eines einzigen Homer in Widerspruch mit den uns von der Thätigkeit der Pisistrateer überlieferten Zeugnissen des Altertums," so lässt sich das nur behaupten, wenn man die Wolfsche Auslegung der in Frage kommenden Zeugnisse als die allein mögliche und absolut richtige voraussetzt, ohne dabei in Rechnung zu ziehen, dass gerade die Wolfsche Auslegung es ist, welche mit andern unzweideutigen Berichten des Altertums im Widerspruch steht. Auch verstehe ich nicht, wie derselbe Gelehrte (a. O.) gegen Nitzsch, welcher (Beiträge zur Gesch. der ep. Poesie d. Griech., S. 206) die Ilias und die Odyssee als die ersten Schöpfungen grosser organischer Ganzen bezeichnet und die Thätigkeit der Pisistrateer dahin gedeutet hatte, dass er sagte: „Alles, was unter dem Namen Homers umlief, sammelten sie," einwenden mochte: „War es bereits ein Ganzes, so bedurfte es ihrer Thätigkeit nicht: bedurfte es einer sammelnden und ordnenden Thätigkeit, so war es vorher kein Ganzes." Die Wolfsche Deutung der fraglichen historischen Zeugnisse ist aber auch deshalb nicht zutreffend, weil in Wirklichkeit die Ilias und die Odyssee nicht erst durch Pisistratus ihre jetzige einheitliche Anlage erhalten haben, sondern — was nicht mehr beanstandet werden kann, — schon lange Zeit vor Pisistratus auch im einzelnen die uns jetzt vorliegende Gestalt und Verbindung hatten. Über 150 Jahre vor Pisistratus, sagt W. Christ, war Ilias und Odyssee fertig, die Redaktoren Attikas haben zu den alten Gedichten nicht 100 Verse hinzugethan oder hinweggenommen. So oder noch ungünstiger für die Wolf'sche Theorie lautet jetzt das allgemeine Urteil der Sachverständigen (Gesch. der griech. Litt., S. 27).

Den Mangel der Stütze einer zuverlässigen Tradition scheint übrigens Wolf selbst gefühlt zu haben. Während es in den Proleg. p. 150 heisst: „Ex sententia veterum nemo ante Pisistratum de hac coagmentatione operum Homericorum serio cogitavit," neigte er später zu der Ansicht hin, der in der Ilias und Odyssee vorliegende Plan rühre zwar nicht von Homer her, sei aber doch schon lange vor der Zeit des Pisistratus der Hauptsache nach abgeschlossen gewesen, so dass dieser ihn nur insofern weiter durchgeführt habe, als er, sei es durch Einschaltungen oder durch Weglassungen, eine bessere Verbindung zwischen den ursprünglich unabhängigen Teilen hergestellt habe. Auch wollte ihm zeitweise die Möglichkeit einer Zusammensetzung der Ilias und der Odyssee aus ursprünglich getrennten Rhapsodien verschiedener Verfasser überhaupt als zweifelhaft erscheinen (cf. Wolfs Briefe an Heyne, S. 22; J. Hoffmann, quaest. hom. praef. p. 11).

Wolf hatte es andern überlassen, seine Hypothese auf die homerischen Gedichte selbst anzuwenden. Dies geschah bezüglich der Odyssee zuerst von einem Schüler Wolfs, dem Dänen Koës (Commentatio de discrepantiis quibusdam in Odyssea occurentibus, 1806) und bezüglich der Ilias von Spohn (de agro Trojano in carm. Hom. discripto, 1814). Beide suchten unter Hinweisung auf verschiedene in der Odyssee und Ilias sich findende Wider-

sprüche zu beweisen, dass diese Gedichte erst später aus ursprünglich selbständigen Rhapsodien verschiedener Verfasser zu einheitlichen Epopöen verarbeitet worden seien (cf. Volkmann, Geschichte und Krit. der Wolf'schen Proleg. S. 150 ff). Bekannter sind die homerischen Forschungen von G. Hermann (De interpolationibus Homeri, 1832). Auch er ging von dem Grundsatz aus, dass die in der Ilias und Odyssee vorhandenen Widersprüche und Abweichungen im einzelnen mit der Annahme Eines Dichters nicht vereinbar seien; andererseits glaubte er an der Annahme festhalten zu müssen, dass beide Gedichte ursprünglich nach einheitlichem Plane geschaffen worden seien. Das führte ihn auf die Idee einer Urilias und Urodyssee, deren ursprünglich mässiger Umfang bis auf die Zeit des Pisistratus durch erhebliche Interpolationen erweitert worden sei (Homerum duo non magni ambitus carmina de ira Achillis Ulixisque reditu composuisse, quae deinceps a multis cantata paullatimque aucta atque expolita Homeri nomen ad posteros ut poëtae vetustissimi propagaverint, a. O. pag. 15). Eine radikale Durchführung fand aber die Wolf'sche Hypothese erst durch Karl Lachmann (Betrachtungen über die ersten 10 Bücher der Ilias, 1837; Fernere Betrachtungen über die Ilias, 1841). Er war es, der zuerst die sogenannte Liedertheorie auf die Ilias anwandte, indem er dieses Gedicht auf dem Wege der innern Kritik und zwar hauptsächlich durch Untersuchung des innern Zusammenhangs in einzelne Lieder auflöste. Nach Lachmann ist die Ilias aus ursprünglich selbständigen Einzelliedern, deren jedes ein einheitliches Ganzes bildet, entstanden; diese Einzellieder erfuhren im Laufe der Zeit verschiedene Änderungen und Erweiterungen, bis sie durch die pisistrateische Redaktion die Gestalt erhielten, in welcher sie uns in der Ilias noch vorliegen.

Obwohl aber Lachmann die homerischen Gedichte selbst zu Rate zog, um in Wolf's schwankende Resultate grössere Entschiedenheit zu bringen, so that er dieses doch in einer Weise, welche die Ergebnisse seiner Untersuchungen zum voraus verdächtigen muss. Ohne sich durch die energische Bekämpfung der Wolf'schen Ansichten, wie sie bis dahin von seiten gewichtiger Gegner erfolgt war, beirren zu lassen, ging er bei seinen Betrachtungen über die Ilias ohne weiteres von der Richtigkeit der Wolf'schen Ansicht über die Entstehung der homerischen Gedichte aus, insbesondere von der Richtigkeit dessen, was Wolf von der Thätigkeit der pisistrateischen Redaktion behauptet hatte. „In der Nachricht über die Arbeit des Pisistratus, sagt Lachmann (Betrachtungen S. 32), liegt notwendig die Aufgabe, deren Lösung ich versucht habe.“ Trat nun Lachmann schon insofern nicht unbefangen an die Prüfung der Ilias heran, so wird man dieses mit noch mehr Grund behaupten dürfen, wenn man bedenkt, dass er sich noch von einer weitern Hypothese leiten liess. Er wandte nämlich so zu sagen seinen Blick von dem vorliegenden Gedichte Homers weg und glaubte sich aus der Entwicklung besonders der altdeutschen Dichtungen einen Massstab für die Beurteilung der homerischen Gedichte holen zu dürfen. Hatte er zwei Dezennien früher, veranlasst durch Wolfs Behauptungen über die Entstehung der homerischen Gedichte, den Beweis zu führen versucht, dass das Nibelungenlied aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden sei, so glaubte er jetzt auf Grund derselben Wolf'schen Behauptungen und seiner eigenen Untersuchungen über das Nibelungenlied eine ähnliche Entstehungsweise auch bei der Ilias

voraussetzen zu dürfen. Hätte sich nun Lachmann bezüglich des Nibelungenliedes auf sichere Resultate der Kritik berufen können, so könnte man sagen, er habe die Wolf'sche Argumentation auch nach der historischen Seite hin etwas unterstützt, obgleich die gleichmässige Beurteilung der dichterischen Produkte verschiedener Nationen immerhin bedenklich bleibt. Allein diese Resultate sind keineswegs derart, dass sie alle Bedenken ausschliessen, wie Lachmann dies voraussetzte. Schon J. Grimm (Rede auf Lachmann, p. XI) sagt, dass er von Lachmann's Standpunkt immer mehr abgekommen sei, je länger er nachgesonnen, und die Untersuchungen späterer Forscher (Holtzmann u. a.) haben den Bau der Lachmann'schen Hypothesen gründlich erschüttert. Sonach beruht die homerische Kritik Lachmann's auch nach dieser Seite hin auf einer durchaus unsichern Grundlage. Letztere besteht nämlich in der Ansicht, welche von Lachmann in seinen Briefen an Lehrs (cf. Friedländer, a. O. p. X) in folgenden Worten ausgesprochen wird: „Als zugegeben nehme ich nur an, dass die Form des epischen Gesanges gewesen sind einzelne, nicht streng verknüpfte Lieder." In einzelnen, relativ in sich abgeschlossenen, wenn auch der Anfügung an verwandte an sich d. h. durch ihre allgemein poetische Natur nicht widerstrebenden Liederstücken glaubte Lachmann ohne weiteres den Sitz auch der griechischen Poesie, des griechischen Epos, erblicken zu dürfen, im Unterschied zu der frühern Annahme, welche das echt Epische in dem planmässig entworfenen Ganzen erkannte (cf. Blätter für lit. Unterhaltung 1844, S. 507). So war die homerische Kritik schon mit Lachmann einem Extrem zugeneigt, welches objektive Ergebnisse zum voraus in Frage stellt, sofern dasjenige, was zu erweisen ist, zur absoluten Voraussetzung gemacht wird.

Die Lachmann'sche Kritik ist indessen nicht bloss bezüglich ihrer Grundlage unsicher, sondern auch hinsichtlich der Ausführung im einzelnen (cf. Bäumleins Kritik der Lachmannschen Betrachtungen in der Zeitschrift für die Altertumswissenschaft 1848 u. 1850). Wie schon im Altertum das kritische Verfahren der Alexandriner teilweise als verdächtig angesehen wurde, weil sie auf allerlei subjektive Gründe ästhetischer Art hin Stellen in den homerischen Gedichten verwarfen oder abänderten, — Wolf proleg. S. 267 sagt: „Aristarchus a pluribus veterum partim clare partim tectius insimulatur maximae temeritatis in corrigendo, in tollendis et excernendis bonis versibus", — so gilt dieses grossenteils auch für die Untersuchungen Lachmanns. Ausgehend von dem Grundsatz, dass sich bei einem grossen Dichter keine Inkorrektheiten und Widersprüche finden dürfen, namentlich bei einem Dichter aus „unschuldiger Zeit, die auf bestimmte Anschauung hält" (Betrachtungen, S. 5). genügte es Lachmann, wirklich vorhandene Widersprüche, Differenzen in der Darstellung oder Lücken im Zusammenhang ins Auge zu fassen oder solche scharfsinnig herauszufinden, um die Auflösung der Ilias in einzelne Lieder vorzunehmen. Dabei hielt er an der Ansicht fest, dass sich das alte Epos, falls wir in der Ilias wirklich ein solches Werk einheitlicher Dichtung hätten, durch eine bis ins Kleinste hineingehende Übereinstimmung charakterisieren müsste, und demgemäss hielt er auch alle Inkongruenzen in der Ilias für ebensoviele Beweise gegen deren ursprünglich einheitliche Conception. Auch die natürliche Lockerheit des alten Epos, von welcher oben die Rede war, fasste Lachmann nur zu dem Zweck ins Auge, um hieraus seine Liedertheorie zu erweisen (cf. Betrachtungen, S. 2), wobei er zu wenig Rücksicht darauf

nahm, ob ein Stück mit dem Ganzen organisch verwachsen ist oder nicht (cf. Bernhardy, a. O S. 43).

Lachmann's Methode blieb massgebend für alle homerischen Forschungen, welche prinzipiell seinen Standpunkt teilten und sich vor allem mit der Prüfung des innern Zusammenhangs der Gedichte befassten. Immer und immer wieder wurden Störungen des Zusammenhangs aufgedeckt, sachliche Widersprüche hervorgehoben oder Verschiedenheiten im Ton der Erzählung ausfindig gemacht, sei es um die von Lachmann konstruierten Einzellieder zu rechtfertigen, sei es um neue Lieder oder Liederteile vorzulegen.

Dass nun einzelne Widersprüche, Lücken im Zusammenhang und Ungleichheit in der Darstellung, worauf von seiten der atomistischen Kritik aufmerksam gemacht wurde, gegen die Annahme ursprünglich einheitlicher Dichtung sprechen müssten, falls sich diese Unebenheiten nicht anderswie erklären liessen (cf. Geppert, Ursprung der homerischen Gesänge, I. S. 57), will nicht geleugnet werden. Aber wer will, möchte ich mit Bonitz (a. O. S. 17) fragen, bei Dichtungen aus so fern liegender Zeit in objektiver Weise bestimmen können, welches Mass innern Einklangs erforderlich ist, um sie als ursprünglich einheitlich anzuerkennen? Gewiss ist, dass von seiten der atomistischen Kritik an das alte Epos im allgemeinen zu hohe Anforderungen gestellt wurden. Das ist es auch, was schon J. Grimm (a. O.) an der Kritik Lachmann's auszusetzen hatte, indem er sagt: „Hauptsächlich muss ich das wider Lachmann's Kritik einwenden, dass mit Unrecht von einer zu grossen Vollkommenheit des ursprünglichen Epos ausgegangen wurde, die wahrscheinlich nie vorhanden war, und dass in ihm alle Flecken zu tilgen, alle wirklichen oder scheinbaren Widersprüche aus ihm zu entfernen seien.“ Man darf nicht verlangen, sagt Bernhardy (a. O. S. 113), „dass ein Epos aus dem höhern Altertum in dem Grade planmässig und mit strenger Übereinstimmung bis ins Detail angelegt sei, um alle Differenzen und Widersprüche mit frühern Angaben zu vermeiden.“ Auch in andern Dichterwerken, über deren Verfasser und einheitliche Abfassung kein Zweifel besteht, z. B. in Vergils Aeneis (cf. Nutzhorn, a. O. S. 103), sind Widersprüche nachgewiesen worden, woraus man ersehen kann, dass derartige Widersprüche im Homer noch nicht zur Annahme verschiedener Verfasser berechtigen. Woher kommt es, dass, wie im Altertum, so noch heute — trotz der nicht abzuleugnenden Widersprüche — Tausende für Homer's Gedichte als herrlicher Epopöen begeistert sind? Es ist wahr: das Einzelne zieht mit unwiderstehlicher Gewalt an und lenkt den Blick von dem Zusammenhang ab (cf. Bonitz, a. O. S. 27), und wer die homerischen Gesänge nicht mit kritischem Auge prüfen, sondern mit voller Hingabe geniessen will, der kann sie immer noch als einheitliche Ganze hinnehmen. Lässt sich nun aber eine ähnliche Hingabe an das Einzelne nicht auch beim Dichter selbst voraussetzen, die es erklärlich machen würde, wenn er bezüglich des innern Zusammenhangs mitunter weniger kritisch zu Werke ging? Oder ist es überhaupt unzulässig, sich den Homer schon ursprünglich mit irgendwelchen Mängeln behaftet zu denken? Angesichts der Schwierigkeit, als Dichter das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, weiss auch ein Horaz dem Altmeister Homer in einem umfangreichen Werke etwaige Fehler zu verzeihen (operi longo fas est obrepere somnum; Ars p. v. 360). Ja, die Produkte auch des ruhmgekröntesten Dichters können Mängel und Widersprüche an

sich tragen. So hat Mure (in seiner griech. Litteraturgeschichte I., 512) eine Menge von Inkorrektheiten bei andern Dichtern nachgewiesen, auch Göthe's Schöpfungen sind nicht frei von mancherlei Inkongruenzen und bisweilen von erheblichen Differenzen in Ton und Darstellung (cf. Blätter für lit. Unterhaltung 1842, S. 514). Von seiten der auflösenden Kritik ist für manche Partie der homerischen Gedichte ein besonderer Dichter angenommen worden, weil sie „Abweichungen im Ton der Erzählung" aufweisen sollte (cf. Lachmann's 13. Lied). In dieser Beziehung liegt die Gefahr, bloss nach den Eindrücken der subjektiven Empfindung zu erteilen, ganz besonders nahe. Beweis hierfür ist die Thatsache, dass über eine und dieselbe Partie der homerischen Gedichte ganz entgegengesetzte Urteile vorliegen. So z. B. findet Lachmann (Betrachtungen, S. 80) alle Bücher der Ilias vom achtzehnten an „ärmlich und kühl" und geradezu „schlecht" und kann es nicht begreifen, dass Wolf (proleg. 137) darüber anders urteilt, und andere Kritiker derselben Richtung protestieren hinwiederum gegen Lachmann's Urteil (cf. Hoffmann, Progr. Lüneberg 1850; Holm, Progr. Lübeck 1853). Ich glaube, Volkmann (a. O. S. 144) hat recht, wenn er sagt: Kein Dichter der Welt steht in einem Werke grösseren Umfangs überall auf gleicher Höhe der Leistung. Überall wechseln gelungenere Partien mit weniger gelungenen ab. Verschiedenheiten im Ton der Erzählung können niemals irgendwie genügendes Beweismaterial dafür abgeben, dass wir es mit Werken verschiedener Verfasser zu thun haben, sie beweisen höchstens, dass sie von demselben Verfasser in Zwischenräumen behandelt sind. Zunächst aber legen sie dem Interpreten die Frage vor, ob sie nicht vom Dichter beabsichtigt d. h. durch die Verschiedenheit der von ihm zu behandelnden Situationen und Verhältnisse bedingt sind; denn wie der Maler, so muss auch der Dichter in seinem Werke überall für die gehörige Verteilung von Licht und Schatten und somit auch für Abwechslung des Tones sorgen. Subjektive Geschmacksurteile tadelnder Art haben immer ihr Missliches. Besonders bedenklich aber ist es, derartige Geschmacksurteile in unberechtigter Weise von einzelnen Stellen über ganze Rhapsodien auszudehnen. Es giebt im Homer nicht eine einzige Rhapsodie, an der man nicht im einzelnen dieses oder jenes aussetzen könnte, aber auch keine einzige, die von der Kritik übereinstimmend verworfen und als „matte oder gar schlechte Poesie" prädiziert worden wäre.

Dabei ist nicht zu vergessen, dass jeder Dichter als Kind seiner Zeit und seines Volkes schafft, und man darf nicht das Verlangen stellen, dass ein Dichter des Altertums einer spätern Zeit und einem andern Volke ebenso vollkommen und ideal erscheinen müsse, als das ursprünglich der Fall war. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Sicherlich ist man im homerischen Zeitalter über gar vieles, was der modernen Kritik in der Ilias und Odyssee als Schwierigkeit aufstösst, ruhig hinweggegangen, und der gänzlich umgestalteten Bildung einer spätern Zeit kann manches als befremdend und anstössig erscheinen, was sich mit der Naivität des homerischen Zeitalters wohl vertragen haben mag. Wollen wir die homerischen Gedichte unparteiisch kritisieren, dann müssen wir uns, wie Kammer mit Recht verlangt, in jene Zeiten, in das Leben und Fühlen der damaligen Menschen versetzen. Zudem gehören die homerischen Gedichte der sagenbildenden Zeit an, und die Natur der Sagenpoesie schliesst es in sich, dass Homer seiner Phantasie weit freiern Flug lassen konnte, als das

ein Dichter der kritischen Zeit thun kann und darf. Damit dürften manche Ungenauigkeiten in chronologischen, genealogischen und geographischen Angaben ihre Erklärung finden. Was Ungenauigkeiten letzterer Art betrifft, so wird auch der von Hercher und anderen angeregte Zweifel an der Autopsie Homers ins Gewicht fallen. Denn wenn der Dichter der Ilias und Odyssee von den Hauptlokalitäten seiner Dichtung, der trojanischen Ebene und der Insel Ithaka, nur durch den Mund der wandernden Sage, nicht durch eigene Anschauung Kenntnis hatte, so werden wir in unsern diesbezüglichen Forderungen nicht zu weit gehen dürfen (cf. Christ, die sachlichen Widerspr. in d. Ilias, S. A. S. 128). Wenn ferner von Homer bei Abfassung seiner Gedichte frühere Lieder benutzt worden sind, wie manche annehmen, dann dürften sich auch aus dieser Benutzung mancherlei Unebenheiten und Widersprüche erklären lassen (cf. C. Rothe, a. O. S. 299). Auch an der homerischen Darstellung der Götterwelt hat man vielfach mit Unrecht Anstoss genommen. Wenn wir an die griechischen Mythen nicht unsern Massstab von göttlichen Dingen legen, dann müssen wir anerkennen, dass die kindliche Naivität des alten Homer bei allen Schwächen und Fehlern der Götter und Göttinnen doch damit eine hohe Verehrung zu verbinden wusste. „Widersprüche sind mit diesem sinnlich gefassten Götterwesen notwendig verbunden," räumt auch G. Curtius ein (Zeitschr. für österr. Gymn. 1854, S. 96). Kurz, es lassen sich die in der Ilias und Odyssee vorhandenen Widersprüche, — ganz abgesehen davon, dass manche derselben auf die Einflüsse einer lang andauernden mündlichen Fortpflanzung dieser Gedichte zurückzuführen sind, — von verschiedenen Gesichtspunkten aus erklären und rechtfertigen. In neuester Zeit hat Frey, welcher der „heroischen Poetik" Homers eine besondere Freiheit vindizieren zu dürfen glaubt, die sachlichen Widersprüche überhaupt als nicht verwendbar für die Kritik bezeichnet (cf. Zur Poetik Homers, S. 21). Jedenfalls sind die fraglichen Widersprüche nicht derart, dass sie notwendig zur Liedertheorie hindrängen.

Ganz besonders aber ist für eine richtige Beurteilung der homerischen Gedichte der Unterschied zwischen lesendem und hörendem Publikum im Auge zu behalten. Wenn die homerischen Gedichte, wie Wolf mit Recht hervorgehoben hat, zunächst nicht für Leser, sondern für Hörer bestimmt waren, dann werden sich auch für die Letztern manche Widersprüche, welche eine spätere Zeit aus der Ilias und Odyssee herausgelesen hat, nicht fühlbar gemacht haben, wie sie auch dem Dichter selbst weniger erheblich erscheinen mussten. Erst in einer Zeit, wo man die homerischen Gedichte schriftlich fixiert vor sich liegen hatte, wo man sie mit den Augen durchmustern und die einzelnen Teile unter sich vergleichen konnte, machte sich das, was wir Kritik nennen, geltend. Homer hat in einer andern Zeit und für eine andere Zeit seine Gedichte verfasst und will darum auch anders beurteilt sein. Die Widersprüche, die wir jetzt in seinen Gedichten entdecken, waren für seine Zeitgenossen zum grössten Teil so gut wie gar nicht vorhanden, und der Dichter selbst hatte also auch keinen Grund, auf die Vermeidung derartiger Mängel sein Augenmerk zu richten. Darum ist auch die Kritik nicht berechtigt, solche Mängel für unvereinbar mit dem Werke eines grossen Dichtergeistes zu erklären und in ihnen Spuren verschiedener Verfasser zu wittern. Schon im alexandrinischen Zeitalter machte sich in der Beurteilung der homerischen Gedichte ein Geist geltend, der von dem des frühern Altertums verschieden war, und dieser Unterschied

wurde mit dem Fortschritt der Zeit noch grösser. Nur so lässt es sich erklären, dass ein Aristoteles wegen seiner Ansicht über die homerischen Gedichte als musterhafter einheitlicher Epopöen nachmals von Anhängern Wolfs (z. B. F. Schlegel, W. Müller) getadelt werden konnte, und dass ein neuerer Vertreter der auflösenden Kritik (Ribbeck) von „der in diesem Fall nicht ganz zurechnungsfähigen Bewunderung der Alten" sprechen kann.

Das oben Gesagte ist aber nicht so zu verstehen, wie Hoffmann (Allg. Monatsschr. für Wiss. u. Lit. 1852, S. 281) ähnliche Bemerkungen Nägelsbachs gedeutet hat, als ob dadurch jede Inkorrektheit und jeder Widersinn in der Kunst als berechtigt dargestellt würde, sondern es will damit nur auf voreilige und unbegründete Folgerungen aufmerksam gemacht werden, Folgerungen, denen eine ganz moderne Vorstellung von der Entstehung der homerischen Gedichte zu Grunde liegt, und die man erst ziehen dürfte, wenn die Möglichkeit kleiner Versehen von seiten des Dichters selbst und die Möglichkeit einer Verderbnis der ursprünglichen Dichtung als Unmöglichkeiten dargethan wären (cf. Nägelsbach, Anmerk. zur Ilias, S. 95). Manches Missliche ist, wie A. Jakob mit Recht behauptet, in den homerischen Untersuchungen dadurch entstanden, dass man auf die Ilias und die Odyssee die gleichen Grundsätze angewendet hat, von welchen die Kritik bei Werken ausgeht, die von ihren Verfassern selbst schriftlich übergeben und durch das Mittel der Schrift verbreitet worden sind. Bemerkenswert scheint es immerhin zu sein, dass die Vertreter der Wolf-Lachmannschen Richtung, welche ursprünglich ostentativ mit der Forderung auftrat, den Homer in Verbindung mit seiner Zeit ins Auge zu fassen, vielfach den Massstab moderner Vorstellungen in Anwendung bringen. Diese Thatsache mag auch der Grund gewesen sein, warum Nitzsch in seiner Sagenpoesie für die Beurteilung der homerischen Gesänge den „nationalen" Standpunkt verlangen zu müssen glaubte

Doch die auflösende Kritik begnügte sich vielfach nicht mehr damit, Mangelhaftes in den homerischen Gedichten für ihre Zwecke zu benützen, insbesondere einzelne Widersprüche aufzusuchen, um den Mangel eines Zusammenhangs unter den Gesängen darzuthun, sondern sie ging sogar soweit, dass sie alle die Anzeichen, welche auf einen ursprünglichen Zusammenhang der einzelnen Gesänge schliessen lassen, nicht auf den Einen Dichter, sondern auf die spätern Redaktoren zurückführte (cf. Geppert, a. O. S. 56). Dies trifft schon vor Lachmann das Verfahren G. Hermann's, und hat offenen Ausdruck gefunden in einer Bemerkung Hoffmanns, welcher in Bezug auf Nägelsbachs Untersuchungen über die drei ersten Bücher der Ilias sagt: „Wenn jemand nachweist, dass der jetzige Zusammenhang gut ist, so hat er damit noch nicht bewiesen, dass derselbe auch ursprünglich so war und nicht anders sein konnte" (Allg. Monatsschr. 1852, S. 282). Dieses mag zwar so, wie es lautet, richtig sein, nimmt aber der homerischen Kritik allen sichern Boden, welchen doch nur die Gedichte selbst bilden können. Jedenfalls dürfte der Standpunkt der Kritik mehr Berechtigung haben, wornach das Gute als gut hingenommen wird, während angesichts eines jetzt als mangelhaft erscheinenden Zusammenhangs die traditionsmässigen Schicksale der homerischen Gedichte in Anschlag gebracht werden und insbesondere der Umstand nicht ausser Rechnung gelassen wird, dass man nicht weiss, inwieweit der fragmentarische Charakter dieser Gedichte im Ausgefallensein mancher, schon im pisistrateischen Zeitalter nicht

mehr vorhandener Stücke seinen Grund hat. In den meisten Fällen — sagt Friedländer (die hom. Krit. S. 21) — hat die Kritik die in den homerischen Gedichten vorhandenen Diskrepanzen und Inkongruenzen für nichts anderes anzusehen, als für Merkmale einer langen Trennung, welche die notwendige Folge der mündlichen Überlieferung war. Behufs des Vortrags wurden grosse zusammenhängende Gedichte in Teile zerstückt, welche im Zustande relativer Selbständigkeit sich dergestalt veränderten, dass sie endlich nicht mehr völlig zu einander und zum Ganzen passten. Man kann sich nur darüber wundern, dass die homerischen Gedichte nicht häufigere und bedeutendere Spuren der Schicksale tragen, denen sie so lange unterworfen waren; wahrscheinlich hat sie hievor die Scheu der Rhapsoden vor der Ehrwürdigkeit der homerischen Poesie bewahrt.

Soviel über die atomistische Kritik, soweit sie nach dem Vorgang Lachmanns hauptsächlich den innern Zusammenhang der homerischen Gedichte ins Auge fasste und auf Grund von sachlichen Widersprüchen und Unebenheiten diese Gedichte in einzelne Lieder auflöste.

Andere Forscher dieser Richtung gingen vom sprachlichen Standpunkt aus: grammatikalische wie lexikalische und metrische Erscheinungen wurden mit einer Gründlichkeit, wie man sie nur deutschen Gelehrten zuzuschreiben pflegt, untersucht. Ich erinnere hier nur an die Abhandlungen über die ἅπαξ λεγόμενα, deren Gebrauch beweisen sollte, dass die betreffende Stelle oder Partie spätern Ursprungs sei. Andere wollten aus dem Wechsel des Gebrauchs älterer und neuerer grammatischer Formen oder aus dem Gebrauch der Partikeln oder Präpositionen oder aus der Art der Wortbildung auf eine verschiedene Entstehungszeit der einzelnen Teile schliessen. Bekannt sind auch die Untersuchungen von Hoffmann (quaest. hom. 1842 u. 1848), welcher aus den Beobachtungen der Cäsuren, des Hiatus und des Digamma das Zeitalter, den Umfang und die Zusammengehörigkeit der einzelnen Teile nachzuweisen suchte.

Auch diese Art von Untersuchungen führte nicht zu objektiv gültigen Ergebnissen. Vor Folgerungen aus den ἅπαξ λεγόμενα hatte schon Wolf gewarnt, und auf das Vergebliche derartiger Versuche ist insbesondere von Friedländer (Philol. VI, S. 228 ff; cf. Jahrb. für Phil. III Supplb.) hingewiesen worden. Auch den sprachlichen Eigentümlichkeiten besonders in Formeln und formelhaften Wendungen, aus welchen Lachmann (Betrachtungen S. 81 ff.) auf einen andern Stil, als in der übrigen Ilias, schliessen wollte, spricht Friedländer (die hom. Krit. S. 59) an sich die Beweiskraft ab. Über die differierenden Resultate der Forschungen Giseke's, welcher aus Unterschieden im Gebrauch der Präpositionen für die Entstehung der Ilias 5 Zeitalter annahm, und Hoffmann's, welcher vom metrischen Gesichtspunkt aus 6 Zeitalter ansetzte, giebt Sengebusch, der sich die Erforschung der äussern Geschichte des Homer und der homerischen Gedichte zur Aufgabe stellte und nachzuweisen suchte, dass die möglicherweise vielen Dichter Einem Vaterlande und Einem Zeitalter angehören, sein Urteil dahin ab, dass er sagt: „alle die vermeintlichen Indicien verschiedener Zeitalter im Homer sind trüglich;" er glaubt, an Aristarchs Beobachtungen festhalten zu müssen, wornach bei allen Verschiedenheiten durch den ganzen Homer die gleichmässige Farbe geht (N. Jahrb. 69, S. 257). Auch der auf dem Gebiete der Sprachforschung zu den Autoritäten zählende G. Curtius, der sich offen zur Liedertheorie bekennt, spricht sich im Hinblick auf

Hoffmann's Untersuchungen folgendermassen aus: „So sehr man auf den ersten Blick der Meinung sein möchte, gerade in solchen zwar kleinen, aber scharf zu erfassenden und, wie es scheint, keiner erheblichen Meinungsverschiedenheit zugänglichen Dingen der sprachlichen und der metrischen Regel wären objektive Kriterien geboten, welche für die Entscheidung der homerischen Frage sehr wichtig werden könnten, — wer in dergleichen Forschungen sich tiefer einlässt, erkennt bald das Missliche derselben. Das nämlich stellt sich bei allen diesen Untersuchungen immer entschiedener heraus, dass Sprache und Versbau durch beide Gedichte hindurch wesentlich dieselben sind, dass die homerische Sprache eine laxere Regel hat als die meisten andern Mundarten, dass sie im höchsten Grade diejenige Eigenschaft besitzt, die man Flüssigkeit und Dehnbarkeit genannt hat. Bedenken wir nun ausserdem noch, wie leicht durch eine winzige unwillkürliche Änderung der Rhapsoden in ein altes Lied eine sprachliche Neuerung hineingebracht werden konnte, wie dazu trotz der vorauszusetzenden Ehrfurcht der Vortragenden für das alte Lied bis auf die Fixierung des Textes durch die Schrift der grösste Anlass sein musste, und wie manches auch noch zwischen Pisistratus und den Alexandrinern sich in diesen Dingen leicht ändern konnte, so merken wir, dass wir uns hier auf einem äusserst schlüpfrigen Boden befinden" (Zeitschr. für österr. Gymn. 1854, S. 99). Auch über die eben genannte Schrift von Giseke äussert sich derselbe Curtius in folgenden Worten: „So einleuchtend derselbe den Unterschied zwischen Homer und den spätern Epikern an den Präpositionen nachweist, so geringfügig erscheinen im ganzen die Differenzen zwischen den einzelnen Teilen der homerischen Gedichte." und fügt bei: „Manche Unterscheidungen des Verfassers im Gebrauch der Präpositionen sind willkürlich, und seine Kasustheorie trägt ein sehr subjektives Gepräge" (a. O. S. 100).

Ein vielbeliebtes Verfahren der auflösenden Kritik (Köchly, Ribbeck, Peppmüller u. a.) besteht auch darin, grössere oder kleinere Partien der homerischen Gedichte auf Grund ihrer Ähnlichkeit mit andern Abschnitten als Arbeiten späterer Compilatoren zu bezeichnen oder als wertloses Flickwerk zu verwerfen. Von diesem Schicksal wurde z. B. das 24. Buch der Ilias ereilt, das etwa zur Hälfte aus Reminiscenzen aus den frühern Büchern der Ilias und aus der Odyssee zusammengeflickt sein soll, während das gleiche Buch von H. Schmidt (Progr. v. Hagen 1882, S. 2) ein „kostbares Buch" genannt wird, „in welchem uns der Dichter bis in die innerste Seele ergreift." Selbst Benicken, dieser so begeisterte Anhänger Lachmann's, kann nicht umhin, gegenüber von Köchly über dieses Verfahren seinen Tadel auszusprechen (Progr. v. Rastenburg 1883, S. 19). In dieser Beziehung scheint mir Düntzer mit Recht hervorgehoben zu haben, dass Rhapsoden, als Griechen und mit der epischen Sprache wohlvertraute Männer, zur Herstellung einer Eindichtung nicht nötig gehabt hätten, ihre Verse aus fremden Brocken zusammenzusetzen und die Wörter und Ausdrücke aus einer andern Stelle mühsam zusammenzuklauben. Übereinstimmend hiemit findet auch Friedländer (N. Jahrb. 1859, S. 582) ein derartiges Verfahren der Kritik bedenklich. Gerade den Ausdruck, sagt er, können wir in den homerischen Gedichten nirgends mit einiger Sicherheit als etwas Ursprüngliches ansehen, sondern müssen ihn als ein in der mündlichen Überlieferung allmählich Gewordenes betrachten. Will man bei dem Nachweis

angeblicher Reminiscenzen und Entlehnungen sosehr ins Einzelne gehen, wie Köchly, so dürfte es nicht viele längere Stellen im Homer geben, in denen sich nicht eine ebenso grosse Zahl auch anderwärts vorkommender Wörter, Formeln und Versteile finden liesse. Auch für Friedländer ist die Art, wie man sich hiebei die Nachahmer und Versmacher zu denken hat, unverständlich. Dabei warnt er zugleich vor zu raschem Verwerfen und Tadeln von einzelnen Ausdrücken, indem er sagt: „Ob etwas überhaupt im Griechischen gesagt werden kann, das mussten doch die Rhapsoden im 8. und 7. Jahrhundert besser wissen als wir“ (N. Jahrb. 1861, S. 30).

Wie bei Lachmann selbst, so machen wir auch bei seinen Anhängern die Wahrnehmung, dass sie in ihren Schlussfolgerungen weit über das hinausgehen, wozu sie durch die Resultate ihrer Forschungen berechtigt sind. Um aus den homerischen Gedichten selbst den Beweis ihrer allmählichen Entstehung und ihrer schliesslichen Vereinigung aus ursprünglich selbständigen Liedern verschiedener Verfasser zu führen, dazu würde es, wie Volkmann (a. O. S. 359) mit Recht sagt, ganz anderer Indicien und Beweisgründe bedürfen, als die sind, welche man bis jetzt dafür aufgestellt hat. Wenn Wolf in seinen Prolegomenen mehrfach einer schwachen historischen Begründung durch Verweisung auf den aus den Gedichten selbst zu entnehmenden Beweis, welchen er selbst aber nicht angetreten hat, ein grösseres Gewicht beizulegen suchte, so verliehen hinwiederum diejenigen, welche sich mit der innern Seite der homerischen Kritik befassten, den sich ergebenden Indicien eine Bedeutung, welche sie an sich nicht beanspruchen können, sondern erst durch die Voraussetzung der Richtigkeit der Wolf'schen Hypothesen erhalten.

Wie unsicher der Boden ist, auf welchem sich die Wolf-Lachmann'sche Kritik bewegt, welch bedeutende Rolle dabei das subjektive Urteil spielt, lässt sich aus der geringen Übereinstimmung der von diesem Standpunkte aus gewonnenen Resultate erkennen. Fassen wir beispielsweise das erste Buch der Ilias ins Auge, an welchem ja Lachmann's Anhänger immer und immer wieder ihre Kunst erprobt haben, welche Verschiedenheit der Ansichten tritt hier nicht zu Tage!

Nach Lachmann (Betrachtungen S. 4—7) zerfällt das erste Buch der Ilias in 3 Teile: a) Vers 1 bis 347 = das ursprüngliche (erste) Lied; b) V. 430 bis 492 = die erste Fortsetzung desselben; c) V. 348 bis 429 + 493 bis 611 = die zweite Fortsetzung desselben. Dabei war Lachmann schwankend, ob er nicht das, was als erste Fortsetzung bezeichnet ist, zum ursprünglichen (ersten) Lied rechnen und demselben Verfasser zuschreiben sollte.

Moriz Haupt (Zusätze zu Lachmann's Betrachtungen S. 99—101) spricht sich gegenüber dem eben genannten Schwanken Lachmann's unter Hinweisung auf die vielen erborgten Verse entschieden für die Lostrennung jener ersten Fortsetzung vom ursprünglichen (ersten) Liede aus.

Näcke (opusc. phil. I. S. 263 ff.) konstruierte schon im Jahre 1838 und zwar unabhängig von Lachmann aus dem ersten Buch der Ilias zwei selbständige Lieder, deren erstes (μῆνις) dem Lachmann'schen ursprünglichen Lied in Verbindung mit dessen

erster Fortsetzung gleichkommt; das zweite Lied (τιμή) besteht aus Vers 488 u. 489 + 349 bis 429 + 493 bis 611.

Lauer (Gesch. der hom. Poesie, S. 205 ff.) zerlegt das erste Buch gleichfalls in zwei selbständige Lieder und erblickt in dem ersten, bestehend aus V. 1 bis 347 + 430 bis 492, ein Lied von vollendeter Schönheit.

Köchly (de Il. carm. diss. III, S. 13 ff.) geht in der Konstruktion von zwei selbständigen Liedern seine eigenen Wege und setzt das erste (μῆνις) aus Vers 1 bis 348 + 488 + 490 bis 492 zusammen. Dabei hebt er die Unselbständigkeit des Dichters der Verse 430 bis 487 noch mehr hervor, als es Haupt gethan, und nimmt schliesslich — im Widerspruch mit Lachmann, Näcke und Lauer — bei Verurteilung dieses Abschnittes den Mund sehr voll, indem er S. 16 sagt: „Jam cuique apparebit, nos hic nec carmen nec carminis fragmentum nec omnino aliquid poëseos simile, sed merum habere consarcinatoris foetum. Agnoscimus omnino tessellarii opificii artem."

Häsecke (die Entstehung des I. Buchs der Ilias, 1881) giebt als älteste Form der Dichtung V. 1 bis 429 + 493 bis 611 an, neben welcher seit c. Ol. 50 die beiden Rhapsodien V. 1 bis 347 + 488 bis 492 und V. 1—318 + 430 bis 487 existiert hätten. Aus diesen drei Bestandteilen soll die Redaktion des Pisistratus durch Einschiebung der Verse 421 bis 427 und 493 bis 496 die jetzige Gestalt des ersten Buches der Ilias hergestellt haben. Die Verse 430 bis 487 hält Häsecke auch für eine miserable Flickarbeit eines seine Kunst rein mechanisch handhabenden Rhapsoden und findet es „unbegreiflich, dass der in die homerische Poesie eingeschmuggelte Cento sich der Kritik so lange hat entziehen können" (S. 18).

Diese Zusammenstellung mag genügen, um zu zeigen, wie sehr es den Lachmannianern an objektiven Kriterien fehlt, wenn es sich darum handelt, die einzelnen Lieder aus den homerischen Gedichten herauszuschälen und bestimmt zu umgrenzen oder die einzelnen Abschnitte nach ihrem poetischen Werte zu taxieren. In der That darf man den Versuch, am ersten Gesang der Ilias die Berechtigung der Liedertheorie zu erweisen, als einen gescheiterten bezeichnen. Denn ganz abgesehen davon, dass die aufgestellten Einzellieder als solche nicht zu befriedigen vermögen, sondern ihrerseits wieder zu schweren Bedenken Anlass geben (cf. Hörmann, Untersuchungen über die hom. Frage, I, S. 26 ff.), sind die Widersprüche, auf welche seit Lachmann in diesem Buch hingewiesen wurde, nachgewiesenermassen teils gar nicht vorhanden, teils schon von den alten Kritikern leidlich gedeutet worden, — eine Ansicht, welche auch Bäumlein vertreten hat, — teils sind sie so untergeordneter Art, dass sie die Berechtigung einer Zerlegung in Einzellieder nicht begründen können. In dieser Beziehung kann ich hier den Ausdruck meiner Verwunderung nicht unterdrücken, dass neuere Kritiker immer wieder von dem Widerspruch, welchen Lachmann zwischen dem Schluss des ersten Gesangs und den ersten Versen des zweiten Gesangs hervorgehoben hat, soviel Aufhebens machen mögen. Abgesehen davon, dass dieser angeblich „einschneidende," „klaffende," „unerträgliche" Widerspruch (cf. Heimreich, das erste Buch der Ilias 1883, S. 14) sich leicht durch Streichung eines einzigen Verses (I, 611) beseitigen liesse, kann man nicht einmal

mit Grund behaupten, dass sich dieser Vers im Zusammenhang sprachlich nicht rechtfertigen lässt, (man vergleiche zur Deutung der alten Scholien Ameis-Hentze, Anhang I Heft S. 73 ff.) Auch vom sprachlichen Gesichtspunkt aus lässt sich gegen das erste Buch der Ilias nichts Erhebliches einwenden, und alle Angriffe, welche insbesondere gegen die Scene in Chryse (V. 430 bis 487) gerichtet worden sind, haben eine energische Abwehr gefunden (cf. Düntzer, hom. Abhandlungen, S. 191 ff.; Philol. III, S. 194 ff.; Ameis-Hentze, a. O. S 29); ja die Bestreitung der Echtheit dieser Episode hat sogar zur Hervorhebung eigenartiger Schönheiten derselben geführt (cf. Gerlach, Philol. XXX, S. 3 ff.; W. Bock, hom. Poesie 1883, S. 23). Darum hält sich auch Bergk (a. O. S. 539 und 553) für befugt auszusprechen: „Das erste Buch der Ilias ist vollkommen tadellos und in allen einzelnen Teilen mit sich im Einklang"; — „den hohen dichterischen Wert nicht nur der ersten, sondern auch der zweiten Hälfte hat selbst die zersetzende Kritik der neuern Zeit wider Willen anerkannt."

Andererseits bietet der erste Gesang der Ilias soviele Anhaltspunkte, welche ihn als Exposition des ganzen Epos erscheinen lassen, dass er für die Annahme einer ursprünglich einheitlichen Conception der Ilias eine nicht zu unterschätzende Stütze bietet. Mit Recht hat man schon vom Proömium (V. 1—7) behauptet, dass es die Grundtöne des ganzen Epos anklingen lässt, indem es den Groll des Peliden und den Ratschluss des Zeus als die beiden Hauptfaktoren hinstellt, welche für die Entwicklung der ganzen epischen Handlung massgebend sind: wir sollen in der Ilias den Groll des Achilles in seiner ganzen unheilvollen Wirkung auf die Achäer kennen lernen und zwar unter dem Gesichtspunkt eines sich erfüllenden höhern Willens. Und wie das Proömium weit über die Bedeutung einer blossen Einleitung in den Gesang vom Streit des Achilles und Agamemnon hinausweist, so stellt sich die diesen Streit schildernde Dichtung selbst wieder als eine Vorbereitung auf eine grössere Handlung dar (cf. Pressel, der Eingang der Ilias 1886). Darum sagt auch Hiecke (der gegenw. Stand der hom. Frage, S. 9): Der Gesang von der Entstehung der μῆνις ist allerdings von einer bewunderungswürdigen Vortrefflichkeit, auch wenn wir ihn nur als vereinzeltes Lied ansehen, aber er verliert nicht, er gewinnt vielmehr an Wert, wenn er organisches Glied einer durchgeführten Entwicklung der μῆνις nach dem ganzen Bereich ihrer Wirkungen ist. Ähnlich spricht sich in neuester Zeit auch Kammer in seinem ästhetischen Kommentar zur Ilias (S. 130) über den ersten Gesang aus.

Soviel beispielsweise über den ersten Gesang der Ilias. Wir haben hier im Kleinen ein Bild von den Leistungen, wie sie die homerische Kritik der Wolf-Lachmann'schen Richtung im Grossen zu Tage gefördert hat: in Detailfragen nirgends eine allgemeine Übereinstimmung der Ansichten, nirgends objektiv gültige Resultate! Was der eine Forscher mit grossem Scharfsinn aufbaut, ändert der andere mit ebenso grossem Scharfsinn wieder ab oder reisst den ganzen Bau nieder. Ja es hat den Anschein, als ob bei dieser Art von Kritik der Scharfsinn, welcher, wie Hiecke (a. O. S. 23) mit Recht bemerkt, in isolierter Steigerung leicht den gesunden Sinn überwuchert, die Phantasie, — die Grundbedingung nicht bloss poetischen Schaffens, sondern auch poetischen Verständnisses, — oftmals ganz in den Hintergrund gedrängt hat, und man sieht sich angesichts der Früchte, welche die atomistische Kritik hervorgebracht hat, veranlasst, die Güte des Baumes selbst

in Zweifel zu ziehen. In Wahrheit lassen sich auch gegen die Liedertheorie gewichtige Bedenken geltend machen.

Woher stammen die Einzellieder, aus welchen die homerischen Gedichte entstanden sein sollen, stammen sie von Einem Verfasser her oder von mehreren? Wolf hat sich, wie oben angedeutet, für eine Mehrheit von Dichtern entschieden, ohne übrigens in seinen Prolegomena auf diesen Punkt näher einzugehen. Auch Lachmann spricht bei seiner Zerlegung der ersten 17 Bücher der Ilias in 15 Lieder nur unbestimmt von einer Mehrheit von Verfassern; die Bücher 18 bis 22 scheinen ihm einen einzigen Dichter zu verraten. Nach dem Vorgange von Wolf und Lachmann nehmen die meisten ihrer Anhänger unbestimmt mehrere Verfasser an oder verlieren sich in das Extrem einer Menge von Homeriden (cf. Gieseke, hom. Forschungen, S. 246); Bänitz (Bemerkungen zum ersten und zweiten Buch der Ilias, 1881) sieht in unserer jetzigen Ilias das Werk unzähliger Dichterlinge, so dass er z. B. für das zweite Buch nicht weniger als zehn verschiedene Dichter heraus findet; Benicken begnügt sich damit, für jedes der Lachmann'schen Lieder einen verschiedenen Verfasser anzunehmen.

Wenn nun die fraglichen Einzellieder einer Mehrheit von Verfassern angehören, wer war dann eigentlich Homer? Etwa der Dichter, welcher das eine oder andere dieser Einzellieder verfasst hat und welcher dadurch für andere ein Muster der Nachahmung geworden ist? Diese Annahme lässt Wolf durchblicken. G. Curtius, welcher sich die Ilias aus 5 Faktoren (Sage, Dichtern, Nachdichtern, Rhapsoden und Ordnern) entstanden denkt, nimmt an, Homer könne einer von den vielen Dichtern gewesen sein, welcher aus der Sagenmasse ein Lieblingsthema herausgegriffen und mehrere darauf bezügliche Einzellieder gedichtet habe (cf. a. O. S. 112). Wie steht es dann mit diesen Einzelliedern bezüglich ihres poetischen Wertes? Im allgemeinen wird deren gleichmässige Vortrefflichkeit anerkannt. In diesem Fall kann man sich mit Mackrodt (der Olymp in Il. u. Od. 1882, S. 3) billig wundern einmal darüber, dass gleichzeitig neben einander oder in rascher Folge nach einander eine ganze Reihe von Dichtern in des Wortes höchster Bedeutung gelebt haben müssten, Dichter, von denen jeder befähigt war, Werke zu schaffen, die für alle Zeiten herrliche Muster und unerreichbare Vorbilder geblieben sind, wofür sich bei keinem Volke und zu keiner Zeit etwas Analoges findet, sodann darüber, dass diese hochbegabten Dichter sich je mit einem oder ein paar kleinen Liedern sollten ausgesungen haben, so dass ihre ersten Schöpfungen zugleich auch ihr Schwanengesang gewesen wären. Oder wir haben uns zu wundern über das sonderbare Spiel des Zufalls, welcher uns von den Produkten jedes einzelnen dieser Talente immer nur eines oder ein paar Lieder hat erhalten wollen, und zwar immer solche, die sich so leicht dazu hergaben, aus ihnen ein Ganzes zusammenzufügen (Blätt. für lit. Unterh. 1844, S. 513). Wenn aber manche Kritiker unter diesen Einzelliedern „armselige", ja „jämmerliche" Dichtungen entdecken wollen, so kann man es auffallend finden, wie Griechen, die doch für alles Schöne in Kunst und Wissenschaft so feinfühlig waren, so jämmerliche Elaborate den Schöpfungen des göttlichen Homer zur Seite stellen und als solche bewundern konnten.

Oder haben wir uns unter Homer einen dichterisch begabten Mann (oder, wie andere meinen, eine Sängerinnung) zu denken, welcher die von andern gedichteten Lieder bloss

vereinigt und etwa um eine von ihm erfundene einheitliche Idee geordnet hat? In diesem Falle bleibt es wieder schwer verständlich, wie ein solcher Mann ursprünglich getrennte, von verschiedenen Verfassern zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gedichtete Lieder in einer Weise unter einen einheitlichen Plan zusammenfassen konnte, dass diesem Ganzen im allgemeinen das gleiche geistige Gepräge aufgedrückt ist. Denn mögen die verschiedenen Dichter auch die Sage in Einem Sinne aufgefasst haben und die einzelnen Lieder ähnlichen Inhalts gewesen sein, worauf Lachmann sich beruft, (cf. Friedländer, die hom. Kritik, p. VIII), so müssen diese Lieder dennoch Verschiedenheiten gezeigt haben, welche einer Uniformierung in Geist und Ton widerstrebten. In Wirklichkeit ist auch bis jetzt der Beweis — etwa durch Anführung eines ähnlichen Beispieles — nicht erbracht, dass sich einzelne, für sich bestehende und unabhängig von einander gedichtete Lieder verschiedener Verfasser auch nur zu einem solchen Ganzen, wie wir in der Ilias und in der Odyssee je eines vor uns haben, verbinden lassen (cf. A. Jakob, a. O. S. 154). Dass dichterische Kunstwerke, sagt Volkmann (a. O. S. 360), auf dem Wege einer mehr oder minder mechanischen Vereinigung ursprünglich verschiedener Teile von anderer Hand zu stande kommen könnten, ist in der Geschichte der Litteraturen beispiellos und in der That eine ganz unhaltbare Vorstellung. Schiller fand bekanntlich in der Anwendung dieser Vorstellung auf die homerischen Gedichte etwas Barbarisches, und man wird Recht haben, wenn man gegen ein derartiges Zusammenlöthen ursprünglich selbständiger Lieder insbesondere das Volk der Griechen, mit seinem angebornen Schönheits- und Formensinn, in Schutz nimmt.

Nach Wolf wäre es Pisistratus gewesen, welcher die von verschiedenen Verfassern gedichteten, unter Homers Namen umlaufenden Lieder sammeln und seinen Gelehrten vorlegen liess mit dem Auftrag, aus denselben eine Ilias und eine Odyssee zusammenzustellen. In der That ein mehr als schwieriger Auftrag, und wir dürfen es diesen Männern nicht verargen, wenn sie ihrer Aufgabe nicht genügen konnten, sondern Werke schufen, die reich sind an „Widersprüchen, Unzuträglichkeiten und Seltsamkeiten.“ W. Ribbeck weiss uns (N. Jahrb., Bd. 85, S. 2) von diesen Männern Näheres zu berichten. „Sie waren, sagt er, gelehrte Leute, aber keine epischen Volksdichter; sie unternahmen ein Werk, das dem Charakter des epischen Volksgesangs widerstreitet; sie sollten abgeschlossene Gesänge, die gar nicht oder nur in sehr beschränktem Sinn in Beziehung auf einander gedichtet waren, zu einem grossen Epos vereinigen. Solange der Autor des einzelnen Gesanges spricht, ist alles dichterisch, klar und natürlich; lesen wir aber einen andern Gesang, so sind nicht nur die wirklichen Beziehungen zu einander sehr spärlich, sondern wir stossen auch auf deutliche Beweise von Nichtanerkennung des sonst Erzählten, auf geänderte Anschauungen und verschiedenen Erzählerton, auf Stellen, die eine solche Verwirrung in den Plan des Liedes bringen und an dem bestimmten Ort so abgeschmackt sind, dass man in ihnen nur losgerissene Teile eines andern Ganzen sehen kann.“ Ähnlich lautende Urteile über die Thätigkeit der pisistrateischen Redaktoren finden wir auch bei andern Vertretern der Wolf-Lachmann'schen Richtung. Ich erlaube mir nun zwei Fragen zu stellen: 1) wie ist ein so absprechendes Urteil in Einklang zu bringen mit Wolf's Behauptung, dass Pisistratus eben dieser Redaktion der homerischen Gedichte den hohen Ruf seiner Gelehrsamkeit zu verdanken habe („qui ex eo ipso [negotio]

4

maximam famam eruditionis consecutus est." proleg. S. 145), und 2) wie ist es möglich, dass ein angeblich mit so vielen Mängeln behaftetes Werk von den urteilsfähigsten und gelehrtesten Männern alter und neuer Zeit für ein wohlgeordnetes, planmässig angelegtes und durchgeführtes Dichterwerk gehalten werden konnte? Sollte es da nicht weit natürlicher sein, anzunehmen, Pisistratus habe die schon ursprünglich als einheitliche Epopöen gedichteten Werke des Homer, welche im Laufe der Jahrhunderte durch den mündlichen Vortrag vielfach auseinander gerissen worden waren, in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherstellen lassen wollen, der von ihm niedergesetzten Kommission sei es aber bei den mannigfachen Veränderungen, welche die homerischen Gedichte inzwischen erfahren hatten, nicht mehr vollständig gelungen, dieselben in ihrer ursprünglichen Vollkommenheit wiederzugeben?

Ein Hauptbedenken gegen die Liedertheorie wird neben der schon berührten Thatsache, dass sich die Vertreter dieser Richtung weder über den Umfang der einzelnen Lieder, noch über die Anzahl der Verfasser, noch über die Zeit der Abfassung zu einigen vermögen, auch der Umstand bilden, dass die von dem einen so, von dem andern anders konstruierten Lieder als solche vielfach zu beanstanden sind (cf. Nutzhorn, S. 141 ff.). Insbesondere hat man sich gesagt, derartige Einzellieder hätten die Zuhörer nicht zufrieden stellen können. Ich verweise hier auf das wegwerfende Urteil, welches Kern (die beiden Erzählungen im 2. Buch der Ilias, 1868, S. 8) über Köchly's Lieder ὄνειρος und ἀγορά fällt. Man hat ferner auf die mancherlei Beziehungen hingewiesen, welche sich in diesen Liedern unter einander vorfinden und die sich bei der Annahme verschiedener Verfasser nicht erklären lassen. Wie erklärt doch Köchly, fragt z. B. Kern (a. O.), dass in seiner πρεσβεία (Il. 9, 34) Diomedes sich ganz unleugbar auf einen Verweis beruft, den er in der ἐπιπώλησις (Il. 4. 370) von Agamemnon bekommen hat? Mancher Abschnitt der Ilias oder der Odyssee lässt sich sehr wohl als ein einzelnes Lied ansehen und verwerten, aber er erscheint dabei doch wieder als ein Glied eines grösseren Ganzen. So mag z. B. der Gesang vom Zweikampf des Paris und Menelaos im dritten Buch der Ilias zum Einzelvortrag wohl geeignet sein, aber er kündigt sich doch zugleich als Vorläufer einer Reihe grösserer Kampfesscenen an, und das vierte Buch bildet dazu den natürlichen Schluss (die ὁρκίων σύγχυσις zu den ὅρκοι), nicht eine für sich bestehende Dichtung, (cf. W. Christ, a. O. S. 28). Die Thatsache, dass einzelne Abschnitte der Ilias, namentlich solche, in welchen die Thaten einzelner Helden besungen werden, wie z. B. die Dolonia, der Zweikampf des Hektor und Ajas, die Diomedie u. a., einen selbständigen Charakter haben, hebt die andere Thatsache nicht auf, dass es daneben Gesänge giebt, welche niemals für sich allein bestanden haben können, sondern immer als Teile eines grossen Ganzen gedacht werden müssen (cf. C. Rothe, a. O. S. 291).

Diese und ähnliche Bedenken, welche sich gegen die Liedertheorie erheben lassen, fallen gegenüber den in den homerischen Gedichten wirklich vorhandenen Unebenheiten und Widersprüchen zu schwer ins Gewicht, als dass sie nicht auf diese Art der Kritik einen düstern Schatten werfen müssten. Und was eine Hauptsache ist: die Resultate der sprachlichen Forschungen führen nicht mit Notwendigkeit zur Liedertheorie hin. Ein positives Resultat haben die bisherigen Untersuchungen in dieser Beziehung nicht ergeben. Im

Gegenteil, die Gleichartigkeit des Charakters im Versbau wie im Sprachgebrauch ist ziemlich allgemein anerkannt (cf. Bursians Jahresber. 1881, I. S. 310). Im übrigen können alle Verschiedenheiten bezüglich des Versbaus, der grammatischen Konstruktion, der Wortstellung und des Sprachgebrauchs nur sowiel beweisen, dass die homerischen Gedichte so, wie sie uns jetzt vorliegen, nicht in Einem Guss entstanden sind, dass sie im Laufe der Zeit, — während ihrer aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens zwei Jahrhunderte langen. nur durch mündliche Tradition bewerkstelligten Fortpflanzung, — besonders in der Form gar manche Veränderungen erlitten haben. Denn da wir den homerischen Text nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern als einen Niederschlag aus dem Fluss einer langen mündlichen Überlieferung besitzen, so müssen wir von vornherein erwarten, in seine ursprüngliche, aus älterer Zeit stammende Hauptmasse manche mit dem Fortschritt der Sprache später entstandene und gangbar gewordene Neubildung eingestreut zu finden (cf. Friedländer in den Jahrb. für klass. Phil. III. Suppl. Bd. 1860, S. 767). Deshalb hat auch A. Kiene in seinem Buche „Die Komposition der Ilias des Homer", in welchem er nicht nur die volle und ganze Einheit der Ilias, sondern auch eine kunstreiche Anordnung und Gliederung der Dichtung im Ganzen und in ihren einzelnen Teilen nachgewiesen zu haben glaubt, weder die sprachlichen noch die metrischen Untersuchungen der Gegner berücksichtigt, „in der Überzeugung, dass alle Verschiedenheiten, welche hier wirklich nachgewiesen sind, sich vollständig aus der mündlichen Überlieferung erklären und daher weder gegen die wirklich vorhandene Einheit des Gedichtes, noch für die Vielheit der Dichter zeugen können" (S. 389). Auch C. Rothe fasst in seinem oben angeführten Berichte über Homer sein Urteil über die sprachlichen Untersuchungen dahin zusammen, dass er sagt. die sprachlichen und metrischen Eigentümlichkeiten hätten, von wenigen Einzelheiten abgesehen, für die Entscheidung der homerischen Frage keinen Wert. „Im grossen und ganzen. sagt er (a. O. S. 263), herrscht eine solche Gleichheit in der Sprache, dass selbst so gründliche Untersuchungen wie die von Christ zu keinem nennenswerten Ergebnis geführt haben."

Wenn es nun keinem Zweifel unterliegen dürfte, dass die Vertreter der Wolf-Lachmann'schen Richtung in der Ausbeutung der in den homerischen Gedichten sich findenden Widersprüche und Unebenheiten zu weit gegangen sind und denselben mit dem Schluss auf Einzellieder eine Tragweite gegeben haben, welche in den sprachlichen Untersuchungen keine oder jedenfalls keine genügende Stütze findet, so sehen wir, wie die Liedertheorie wesentlich auf der Lachmann'schen Voraussetzung beruht, dass die epische Poesie überhaupt ihren Sitz im Einzellied habe. Diese von Lachmann ohne weiteres als richtig angenommene Hypothese ist aber bezüglich der homerischen Gedichte um so weniger berechtigt, als die Vertreter der Liedertheorie immer wieder einräumen, dass es einen bestimmten homerischen Kunsttypus giebt, dass die einzelnen Lieder sich schon ursprünglich mannigfach auf einander beziehen, sowie dass in den homerischen Gesängen, bei allen Abweichungen im Einzelnen, eine gewisse Gleichmässigkeit des Tons durchgehends waltet, welche zwar die Gesichtspunkte wechselt, aber den allgemeinen Charakter der Darstellung wahrt, was auch Gieseke in seinen „homerischen Forschungen" anerkennt (cf. Heidelberger Jahrb. der Lit., 1864, S. 793 ff.).

Diese letzt genannten Concessionen, welche schon von Wolf und Lachmann selbst gemacht worden sind, sowie das natürliche Gefühl, welches immer wieder zur Annahme einer einheitlichen Dichtung hindrängt, haben die homerische Kritik vielfach von der Bahn der Liedertheorie abgelenkt und einer andern Richtung zugeführt, welche wir die vermittelnde nennen können, insofern die Vertreter dieser Richtung gewissermassen in der Mitte stehen zwischen der Kritik, wie sie von Nitzsch, Nägelsbach, Bäumlein, Kiene u. a vertreten wird, einerseits, und der Lachmann'schen Liedertheorie andererseits.

Damit bin ich mit dem ersten Teil meiner Abhandlung über die homerische Kritik seit F. A. Wolf zu Ende gekommen Den bereits angedeuteten zweiten Teil hier in Angriff zu nehmen, verbietet mir die Rücksicht auf den mir vorgezeichneten Umfang unseres Gymnasialprogrammes.